Widersprechende
Fragmente
neuerer Philosophen
aus
ihren Schriften.

aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil.

Wittenberg und Zerbst.
Bey Sam. Gottfr. Zimmermann. 1780.

Die Angriffe des Weisen werden nie die Tugend treffen. Sie ist für die Menschen eine Feuersäule, welche sie auf dem Pfade dieses Lebens leiten soll — — Ihre Grundstütze ist oft mit Gesträuchen, Dornbüschen und giftigen Kräutern umgeben. — — Laßt uns daher diese unnützen Gesträuche ausrotten, welche sich um dies erhabene Denkmal ausbreiten.

Versuch über die Vorurtheile.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
Herrn W** in B*.

Bey Herausgebung dieser von mir übersetzten Fragmente habe ich mir vorgenommen, sie einigen meiner Freunde zuzueignen. Da **Sie**, mein **Theurer**, seit langer Zeit unter der Zahl derselben begriffen sind, so mußte bey diesem dritten Theil meine Wahl natürlich auf **Sie** fallen. Meine Ab-

sicht ist, Ihnen durch diese Zuschrift einen neuen Beweis zu geben, daß ich gegen die fortdaurende wahre und gefällige Freundschaft, die Sie mir viele Jahre hindurch zu gönnen gütig genug waren, nicht gleichgültig bin, und daß sie mir noch itzt, da unser persönlicher Umgang durch unsere verschiedenen Bestimmungsörter unterbrochen worden, überaus werth ist. Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn ich von Ihnen erfahre, daß meine Wünsche meiner Erwartung entsprochen, und daß Sie dies geringe Merkmal meiner Werthschätzung und meines gut gegen Sie gesinnten Herzens wohl aufgenommen haben — Dieser dritte Theil, hoff' ich, soll nicht leer an Unterhaltung für Sie seyn. Das Neue, und nicht allgemein bekannte, welches das vierte Buch über die Mythologie liefert, wird von Ihnen, als einem Sachverständigen, nicht unbemerkt

merkt bleiben. Sie werden in demselben eine angenehme Nachlese auf einem bisher häufig bearbeiteten Felde finden, die ganz nach Ihrem Geschmack seyn wird, weil sie von allem Schulstaube gesäubert ist, und ihre Verfasser mit hellern Augen gesehen, eindringendere Blicke auf ihre Gegenstände geworfen haben, als ihre Vorgänger. Wenn Sie in dem fünften Buche in einer sehr abwechselnden Folge auf berühmte Reiche, Völkerschaften und Personen der alten und neuen Welt geführt werden, so wird sich Ihre Aufmerksamkeit mit Wohlgefallen dabey verweilen, da Sie vielen Forscherblicken begegnen, und nicht gemeine Bemerkungen sich Ihnen darbiethen werden. Geben einige Aufsätze nur Winke, so denken Sie daran, daß es Fragmente sind, und suchen in den längern Stücken einige Schadloshaltung. Den letzten Theil dieser Frag-

 mente,

mente, welcher die Geschichte völlig beschließt und das sechste Buch über die schönen Wissenschaften in sich faßt, werden Sie wahrscheinlich in der nächsten Messe lesen können --- Ich füge itzt nichts weiter hinzu, als die Bitte, daß Sie mit derselben lautern Freundschaft, wie bisher, zugethan bleiben

Ihrem

St. den 14ten März
1780.

ergebensten

B.

Inhalt des dritten Theils.

Viertes Buch.
Von der Mythologie.

Erstes Kapitel.
Ueber das Charakteristische in den heidnischen Festen.

§. 1. Welches war die ursprüngliche Absicht der Feste bey den Heiden? , , Seite 1
§. 2. Untersuchung des Gottesdienstes und der Feste bey den ältesten oder berühmtesten Völkern und ihrer häuslichen Gebräuche. , 3
§. 3. Von einigen besondern Festen und Gebräuchen in Persien, Japan und Tonquin. 13
§. 4. Von den Festen des Adonis und Osiris. 17
§. 5. Von den Gastmahlen der Alten. , 19
§. 6. Von einigen gottesdienstlichen Gewohnheiten und Gebräuchen verschiedener Völker. 21
§. 7. Von den Tagen, die im grauen Alterthum für gut oder böse gehalten wurden. 23

Zweites Kapitel.
Von den Mysterien des Heidenthums.

§. 1. Diese Mysterien hatten die Erhaltung der Lehre vom Dasein eines höchsten Wesens zum Zweck. 28
§. 2. Was haben diese Mysterien der Gesellschaft für Nutzen gestiftet. , , 33

§. 3. Nähere Bestimmung der Mysterien bey verschiedenen Völkern und dessen, was das Volk davon zu wiss n glaubte. , 35
§. 4. Was hatte es mit den Gebräuchen für eine Bewandtniß, die man vor dem Volke verbarg? , , , 44
§. 5. Von den geheimen Gräueln, die zuweilen bey Mysterien verübt wurden. , 47
§. 6. Zeugnisse der alten Schriftsteller von den alten Mysterien. , , 50
§. 7. Von den Folgen, welche die ungereimten Fabeln, womit man den Lehrsatz von einem zukünftigen Leben vermischte, bey dem Volke hatten. , , , 58
§. 8. Anmerkung des Herausgebers. , 64

Drittes Kapitel.

Meinungen der Heiden von den Naturerscheinungen.

§. 1. Untersuchung der verschiedenen Ursachen des Schreckens, welches die Sonnenfinsternisse und andere Phänomene am Himmel den alten Völkern verursachten. , 68
§. 2. Gebräuche der Wilden, der Indianer und Moguln bey dieser Gelegenheit. , 75
§. 3. Gebräuche der Tunquinesen, Chinesen und Römer. , , 77
§. 4. Politische Begebenheiten, welche durch die allgemeine Meinung der Heiden von der Verfinsterung und dem Leuchten des Mondes veranlaßt worden sind. , 83

§. 5.

§. 5. Vom Nutzen der Sonnenfinsternisse in Ansehung der Chronologie. . 87
§. 6. Gedanken der Alten von den Kometen, dem Donner und dem Regenbogen. 90
§. 7. Ueber die Meinung von dem unter den Namen Castor und Pollux bekannten Sternen, und über die Begebenheiten, welche sie veranlaßt hat. . . 95
§. 8. Gedanken der Alten und besonders der Morgenländer über die Erdbeben und andere Erscheinungen der Natur. . 98

Viertes Kapitel.

Von den Sibyllen und ihren Schriften.

§. 1. Muthmassungen über die Sibyllen und ihre Bücher. . . 105
§. 2. Geschichte der sibyllinischen Bücher zu Rom. . . 108
§. 3. Ursachen, welche diese Orakel allgemein bekannt gemacht haben. . 110
§. 4. Ueber den Geist dieser Weissagungen. 116
§. 5. Welches war der Regent oder Monarch, der von der Sibylle vorher gesagt und vom Virgil in seiner Ekloge an den Pollio angekündigt worden ist? . . 125
§. 6. Gebräuche, die zu Rom beobachtet wurden, wenn man die sibyllinischen Bücher um Rath fragte. . . 130
§. 7. Etymologie des Worts Sibylle. . 142

Fünftes Buch.

Von der Geschichte.

Erstes Kapitel.

Von der Art und Weise die Geschichte zu bearbeiten und sie zu studiren.

§. 1. Pflichten des Geschichtschreibers. 145
§. 2. Von den Unbequemlichkeiten beim Studio der Geschichte. . . 147
§. 3. Schilderung einiger alten und neuen Schriftsteller. . . . 151
§. 4. Die alte Geschichte ist ein fürtrefliches Muster für Geschichtschreiber. . 155
§. 5. Anmerkung über die besondere Geschichte eines jeden Landes. . 159
§. 6. Zweifel über einige Punkte der Geschichte der ersten Zeiten. . . 161
§. 7. Ueber die Schwürigkeit, eine wahre Geschichte vom Ursprung einer Nation an zu erhalten. . . 163
§. 8. Beweise aus den Jahrbüchern der Römer. . . . 166
§. 9. Zweifel in Ansehung der Geschichte des Regulus. . . 167

Zweites Kapitel.

Von den Aegyptiern.

§. 1. Von der Beschaffenheit des Bodens in Aegypten. . . 168

§. 2. Aegypten wurde erobert, so oft es angegriffen wurde. ꞏ ꞏ S. 170
§. 3. Vom Ursprung der bedeutenden Zeichen unter den Menschen und des Alphabeths. 171
§. 4. Von den ägyptischen Denkmälern. ꞏ 173
§. 5. Ursach des Aberglaubens der Aegyptier. 177
§. 6. Betete dies Volk würklich Knoblauch, Ochsen u. s. w. an? ꞏ ꞏ 180
§. 7. Aegypten erkannte ein höchstes Wesen. 185

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

§. 1. Von den erfolgten Naturveränderungen in Griechenland. ꞏ ꞏ 187
§. 2. Von der Aufklärung in Attika und dem Fortschritt der Künste in Griechenland. 188
§. 3. Von den Gesetzgebern Griechenlands, dem Minos, Orpheus und Zaleukus. 190

Viertes Kapitel.

Von den Römern.

§. 1. Ursprung der Stadt Rom. ꞏ 194
§. 2. Ferneres Schicksal ihrer Bewohner. 195
§. 3. Vergleichung der Griechen und Römer. 196
§. 4. Von der Religion der Römer. ebend.
§. 5. Vom Wachsthum und Verfall der römischen Macht. ꞏ ꞏ 197

Fünf=

Inhalt.

Fünftes Kapitel.

Von den Scythen.

§. 1. Irrthümer einiger Schriftsteller in Ansehung der Sitten der alten Scythen. S. 200

§. 2. Charakter dieser Völker. . 203

§. 3. Von den Russen, den Nachfolgern der Scythen. . . 204

Sechstes Kapitel.

Von Arabien.

§. 1. Vom glücklichen Arabien. . 205

§. 2. Von einem gewissen Vorhaben Alexanders. . . . 206

§. 3. Von der Religion der Araber. 208

Siebentes Kapitel.

Von Indien.

§. 1. Ueber die Fruchtbarkeit in Indien. 209

§. 2. Von den Künsten und dem Handel der Indianer. . . 210

§. 3. Ursachen, warum sich diese Völker des Fleischessens enthielten. . 211

§. 4. Von ihren Religionsschriften. 213

§. 5.

§. 5. Von den bey der Geburt eines Sohnes unter den Braminen üblichen Gebräuchen. . . 215

§. 6. Besonderes Geheimniß in der Religion der Indianer. . . 216

Achtes Kapitel.

Von den Chinesen.

§. 1. Von den Geschichtsbüchern in China. 218

§. 2. Ihr Alter. . . 220

§. 3. Entwurf der Gesetzgebung und der Religion der alten Chineser. . 221

§. 4. Kurzer Abriß der Lehre des Confucius. 223

Neuntes Kapitel.

Untersuchungen über die Amerikaner.

§. 1. Vom Klima in Amerika — allgemeine Beschreibung seiner Thiere — unglückliche Schicksale seiner ersten Eroberer. 229

§. 2. Beschreibung der Einwohner zur Zeit der Entdeckung und ihre Sitten. . 234

§. 3. Die Ankunft der Spanier in der neuen Welt — Neigung der Amerikanerinnen gegen sie — Der Beistand, den jene von diesen erhalten. . . 238

§. 4. Vom Charakter der Amerikaner. 241

§. 5. Von den grossen Hunden, welche gegen die Völker der neuen Welt gebraucht wurden. . . . 248

§. 6. Von den Reichthümern in Amerika und ihrer Wirkung in Europa. . 250

§. 7. Muthmassungen über das Alter der neuen Welt. . . . 258

§. 8. Ueber die Tapferkeit der Wilden in Amerika. . . . 260

§. 9. Vom amerikanischen Wein. . 263

Zehntes Kapitel.

Von einigen wunderlichen Gebräuchen, die beiden Welten gemein sind.

§. 1. Von der Gewohnheit, beim Tode vornehmer Personen, Männer und Weiber zu verbrennen. . . 264

§. 2.

§. 2. Von dem Trank, den man diesen Sterbenden gab, um ihnen das Bewußtsein zu benehmen. . . . 268

§. 3. Von der Gewohnheit, sich beim Tode seiner Verwandten die Finger abzuschneiden. . . . 272

§. 4. Von einer seltsamen Gewohnheit der Männer, die sich nach der Entbindung ihrer Weiber ins Bette legen. . 276

§. 5. Ueber die Sonnen- und Mondfinsternisse. . . . 278

§. 6. Von Menschenopfern. . 280

Eilftes Kapitel.

Von Alexander dem Grossen.

§. 1. Untersuchung seiner Lebensgeschichte, die Curtius geschrieben. . 283

§. 2. Von den Reden, die man bey diesem Schriftsteller findet. . . 284

Zwölftes Kapitel.

Philosophischer Blick auf einige römische Kaiser, die nach dem Augustus regieret haben.

§. 1. Tiberius. . . 287

§. 2.

§. 2. Caligula. . . . 287
§. 3. Claudius. . . . 288
§. 4. Nero. . . . 289
§. 5. Galba und Otto. . . 291
§. 6. Vitellius. . . 292
§. 7. Vespasian. . . 294
§. 8. Titus. . . 295
§. 9. Domitian. . . 297
§. 10. Nerva. . . . 298
§. 11. Trajan. . . . 299
§. 12. Hadrian. . . 300
§. 13. Antonin, Lucius Verus und Markus Aurelius. . . 301
§. 14. Commodus. . . 302
§. 15. Pertinax. . . . 303

Philo=

Philosophische Widersprüche.

Viertes Buch.
Von der Mythologie.

Erstes Kapitel.
Ueber das Charakteristische in den heidnischen Festen.

§. 1.
Welches war die ursprüngliche Absicht der Feste bey den Heiden?

Die grossen Feste des Alterthums hatten das Andenken der merkwürdigen allgemeinen Ueberschwemmung und der wichtigen Veränderungen des Erdbodens zur Absicht. Wir werden diese

Wahrheit durch den traurigen und klagenden Ton bestätigt finden, den wir mitten durch das Geräusch und die Freude der meisten alten Feste durchbrechen sehen. Wir werden uns überzeugen, daß sie in ihrem ersten Ursprung traurig waren und nur hernach fröhlich wurden, wie man die ersten Ursachen ihrer Anordnung vergessen hatte. Wir werden uns daher nicht mehr wundern, wenn wir mitten unter den Aeusserungen der Fröhlichkeit auch Seufzer bemerken. Gewöhnlich stellt man sich das Heidenthum als eine Religion vor, die zum Vergnügen, zur Frölichkeit und zur Ausgelassenheit führe. Diesen Gedanken scheint nichts mehr zu widersprechen als die Meinung, welche die Heiden selbst von den Festtagen hatten, die durch ihre Religion geheiligt waren. Die Römer sahen auch würklich ihre Feiertage als traurige Tage an, die von keiner guten Vorbedeutung wären — als von andern verschiedene und gleichsam abgesonderte Tage, weil sie nichts als Unglück prophezeiheten. Man ruhete an denselben, blieb unthätig, nahm weder Reisen noch Geschäfte vor. Die Ursach davon war wohl nicht Ehrfurcht für sie und für die Götter, sondern lediglich Furcht und Erwartung mannigfaltiger Unglücksfälle.

§. 2.

§. 2.

Untersuchung des Gottesdienstes und der Feste bey den ältesten oder berühmtesten Völkern, und ihrer häuslichen Gebräuche.

Fast alle Völker des Erdbodens haben eine ganz ausserordentliche Meinung davon unterhalten. Die feierlichsten Festtage sind von den Japanern für die unglücklichsten Tage im Jahre gehalten worden. Ist man an denselben frölich, so will man dadurch aus seinem Gemüth nur das Traurige verscheuchen, das diese Tage verkündigen. Die Japaner scheinen sie nur **Besuch- und Glückwünschungstage** genannt zu haben, weil es natürlich ist, sich an einem Tage, an dem man Gefahr befürchtet, zu besuchen, und sich Glück zu wünschen, daß man sie überstanden, oder davon befreiet worden ist. Eben dieser Gebrauch zeigt sich in China. Die Festtage sind auch **Besuch- und Glückwünschungstage.**

Die Religion der Griechen hatte nichts prächtigers und feierlichers als die Begehung der öffentlichen Spiele, die unter dem Namen der Olympischen, Pythischen, Nemäischen und Isthmischen bekannt waren. Indessen nennen der h. Clemens und Eusebius

 die-

diese Spiele Trauerversammlungen (sepulchrales conventus.) * In der That wurden auch die meisten dieser Spiele zum Theil des Nachts gefeiert, und ob sie gleich die Siege des Jupiters über die Riesen, des Apollo über die Pytho, des Herkules über den nemäischen Löwen zur Veranlassung hatten, so erschienen doch die Richter, welche bey diesen Spielen die Aufsicht hatten, nicht anders, als in Trauerkleidern. Die Kränze, die man austheilte, waren von Eppich oder Fichten, welche Trauerbäume waren, und die Musik bestand aus Trauer- und Klagetönen. Bey den pythischen Spielen sang man anfänglich blos Elegien, die sehr traurig klangen — und einige Klagelieder. Die Amphyctionen machten diese Spiele in der Folge freudenvoller und entfernten die Trauerinstrumente davon.

Wer-

* Pausanias erzählt, daß die Weiber während der olympischen Spiele alle Abend gegen Sonnenuntergang an einem errichteten Grabmaal des Achilles weinten und sich an die Brust schlugen; welches auch das Traurige jenes Gebrauchs anzeigt.

Anm. d. V.

* Werfen wir unsere Augen auf die Bacchanalien und Orgien, deren Name nichts als Ausgelassenheit und Freude anzuzeigen scheint, so werden wir finden, daß diese Feste, welche angeordnet waren, das Andenken der unglücklichen Weltbegebenheiten zu erneuern, so wie alle Feste zur Ehre des Bacchus, überall etwas Trauriges verriethen. Eben dies finstere Wesen sehen wir auch bey den Festen der Ceres in Griechenland und Italien, bey den Festen der Cybele ** und des

* Bacchus kommt von dem griechischen Wort weinen, heulen, her. Die Fabel des Bacchus und Erigonus stellet uns lauter traurige Gegenstånde vor.

Anm. d. V.

** Diodor erzählt, das Fest des Atys sey in Phrygien mit einem grossen Klagegeschrey gefeiert worden. Bey dem Fest der Cybele tanzten die Koribanten, wie iedermann weis, nachdem sie sich verstümmelt hatten, mit einem Geschrey und Geheule nach dem Schall einer Trommel, ohne Zweifel um an das grausame Geschrey der Göttin von neuem zu erinnern, welche nach des Atys Tode wie rasend in der ganzen Welt herumlief und überall Traurigkeit und Trostlosigkeit verbreitete.

Anm. d. V.

Atys in Phrygien, bey den Festen der Venus und des Adonis in Phönicien, und endlich noch bey den Festen des Osiris und der Isis in Aegypten, einem Lande, welches sich stets durch das Traurige seiner gottesdienstlichen Gebräuche und seiner Feste auszeichnete *.

Die Mysterien und Feste der Alten, welche heutiges Tages nur wegen ihrer Ausschweifungen und schändlichen Thaten bekannt sind, waren ihrem Ursprung nach, der Traurigkeit gewidmete Feste. Man muß sich nicht wundern, wenn Clemens von Alexandrien und Eusebius sie Leichenbegängnisse nannten. Wenn sich diese Feste und Mysterien zuweilen in Auftritte endigten, welche die ausgelassenste Freude darstellten, so fiengen sie sich doch immer mit der tiefsten Traurigkeit, den bittersten Thränen, den rührendesten Klagen, und dem schrecklichsten Geheu-

* Nach Diodors Bericht waren in Aegypten nicht allein die der Isis heiligen Tage, sondern alle Tage des Jahrs zu Klageliedern oder zu traurigen Gebräuchen bestimmt. Die Priester, welche am Tempel zu Phyles in Oberegypten standen, mußten täglich in drey hundert und sechzig Urnen, welche das Grab der Isis und des Osiris umgaben, Opfer bringen, und zu ihrer Ehre Klagelieder anstimmen.

Geheule an. Alles bildete hier Tod, Grab und Unglück ab. Man fastete, lebte sehr strenge, kasteiete und verstümmelte sich. Aber am Ende derselben wendete sich alles zur Freude, alles athmete neues Leben, erneuertes Dasein, eine Art von Auferstehung und ganz neue Empfindungen.

So waren alle heidnische Feste beschaffen. Man weinte an denselben stets über das Schicksal der Götter und Menschen. Daher sagte der Philosoph Xenophanes: **Wenn die Wesen, die ihr anbetet, Götter sind, warum beweinet ihr sie? Wann ihr sie beweinet, warum sehet ihr sie denn als Götter an?** Nachdem die Sinnbilder und Allegorien, welche die unglücklichen Begebenheiten der Welt vorstellten, einmal personificirt worden waren, so kam es bey den Festen des Alterthums nur auf einen Menschen oder Gott an, der grosse Uebel erduldet, und endlich über sie gesiegt hatte. Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem wir den Osiris, den Atys, die Ceres und die übrigen betrachten müssen, zu deren Ehre die alten Feste gefeiert wurden. Wir können auch noch beifügen, daß der Anblick des Unglücks der Götter ein Grund des Trostes für Bekümmerte war. So unglücklich auch iemand in Aegypten war, so wußte er doch, daß Osiris es noch mehr gewesen war, und die Fabel

sollte denen, welche sie lieber glauben und nach den Buchstaben verstehen, als Muth und Vernunft zu Hülfe rufen wollten, ein Trost in Bekümmernissen seyn.

Wir wollen uns hier nicht in die Erzählung der besondern Gründe aller Trauerfeste einlassen. Wir wollen lieber den Spuren des Geistes der Traurigkeit weiter folgen, der sich fast in allen Gebräuchen des Heidenthums offenbahret. Diese allgemeine Schilderung wird uns mehr Aufklärung von den besondern Umständen geben, wenn wir sie einzeln untersuchen wollen.

Wir finden nicht allein in den Festen, sondern auch in den häuslichen Gebräuchen der Alten eine gewisse traurige Stimmung. Die alten Völker in Phrygien und Paphlagonien säeten in der Zeit, wo man blos mit den Händen arbeitete, ihr Getreide nicht anders als weinend aus. Die Saatzeit war für sie eine Trauerzeit. Dieser Auftritt war einer Trauerhandlung ähnlich. Eben so gieng es in Aegypten in der Erndte zu. Nach geschehener Abmähung stellte man eine Garbe auf dem freien Felde auf, und um dieselbe schlossen die Arbeiter einen Cirkel, und riefen weinend die Isis an; woraus man siehet, daß der Ackerbau sowol als die Feste an Veranlassungen zu Thränen erinnerten. Plutarch macht eine wichtige Anmer=

merkung über die Trauergebräuche, welche zur Erndtezeit üblich waren. Er sagt, daß diese Seufzer, die anfänglich nur eingeführt waren, den traurigen Zustand und die Schwäche der Natur, welche nur mit Mühe etwas hervorbrächte, zu beseufzen, hernach die Götter selbst, die man anrief, zum Gegenstand gehabt; daß aber die Unwissenheit endlich alles verwirret hätte, so daß man wegen des Todes und des Wiederauflebens der Götter geweinet, da man vielmehr das Vergehen und Wiederkommen der Zeit, der Früchte und der Jahreszeiten hätte beweinen sollen, und man schriebe den Göttern sogar die zufälligen Eigenschaften der Natur zu, welches denn die Religion mit Lügen und Ungereimtheiten erfüllet hat.

Athenäus meldet, daß die Margandinier zur Erndtezeit Klagegesänge angestimmt hätten, in welchen sie einen gewissen **Borcus** oder **Borco** beweinten, der verschwunden war, wie er seinen Schnittern hatte etwas zu trinken holen wollen, und sie stellten sich, als ob sie ihn mit thränenden Augen suchten. Eben dieser Schriftsteller sagt, daß die Gesänge zur Ehre der Ceres und Proserpine mit einem griechischen Worte benannt worden wären, das Garben bedeute, weil man diese Göttinnen bath, daß sie viel Garben schicken mögten.

So stellen uns auch Griechenland, Aegypten und Asien ein Gemählde auf, in welchem wir iedermann, besonders bey dem Wiedererscheinen der Jahreszeiten, Jahre und wichtigen Zeitpunkte, in Thränen erblicken. Man erinnerte sich alsdann, wie groß die Armuth und das Elend der ersten Menschen gewesen sey. Wenn man die Feste der Cybele zu Rom unter dem Namen der megalesischen Spiele feierlich begieng, so trugen die Priester diese Göttin in Procession, und die Opfer, die man ihr brachte, waren ganz geringe Sachen, welche die Nahrung der Menschen in den alten Zeiten abbilden sollten, wo sie blos von Milch und Kräutern, die die Erde freiwillig hervorbrachte, lebten. Diese Procession geschahe mit vielem Lärm von Instrumenten, zum Andenken Jupiters, der sich auf dem Berg Joa versteckt hatte, um sich vor seinem Vater Saturn zu verbergen. An den Festen der Ceres und der Proserpine, das heißt, zur Saat- und Erndtezeit, erinnerte man sich auch durch die Nahrungsmittel und Opfer an die mässige Lebensart der dürftigen Vorfahren. Man sammelte Kräuter in den Feldern, man brach Reiser von den Bäumen — Die Sicilianer stelleten zur Ehre der Ceres und Proserpine zu verschiedenen Jahreszeiten Feste an, weil die Getreidearten und Bearbeitungen der Aecker

sehr verschieden sind. Man feierte das Andenken der Nachsuchung der Ceres zur Saatzeit, und das Andenken des Raubes der Proserpine zur Erndtezeit. Das erste von diesen Festen dauerte zehen Tage und wurde mit viel äusserer Pracht begangen, aber in den übrigen Stücken bestrebte sich das Volk, sich nach der einfachen Lebensart des ersten Zeitalters zu richten. Eben dies beobachtete man in Griechenland und Italien. Man aß alsdann blos Erdfrüchte, um sich zu erinnern, daß die Vorfahren von nichts als Eicheln, Baumblättern und Kräutern gelebt hätten. An den Festen der Ceres trug man trockene Feigen, Sallat, Mohn, Kuchen, Granatäpfel, Wolle und verschiedene andere Produkte auf, durch welche das Andenken der vorigen Zeiten erneuert werden sollte.

Da sich die Gottheit durch die Menge der Namen und Sinnbilder, unter welchen man sie bezeichnete, vervielfältigt hatte, so wurde hernach eben dasselbe an den Festen ganz verschiedener Gottheiten beobachtet. Daher verfuhr man auf eine ähnliche Art zu Athen an dem Feste, das man Planteria nannte, und zur Ehre der Minerva Agraula feierte, welches man für so unglücklich hielt, daß alle Tempel verschlossen wurden. An den Festen des Adonis wurden die verschiedenen

denen Früchte der Erde öffentlich zur Schau herumgetragen und darauf in einen Fluß oder ins Meer geworfen. An diesen traurigen und unglücklichen Tagen war man mit Myrrthen und Narcissen gekrönt, lief des Nachts mit Fackeln in der Hand umher und schrie gleich den Rasenden. Man irrte überall herum, um die Wanderung der Ceres vorzustellen, wie sie die vom Pluto geraubte Proserpine aufsuchte. In Aegypten wollte man auf eine ähnliche Art mit Heulen und Trauerkleidern den Osiris aufsuchen, und dadurch der Isis suchen nach ihm nachahmen. Vielleicht hatte dies Laufen die Absicht, das unruhige und umherschweifende Leben der ersten Menschen vorzustellen, die in Verlegenheit waren, wie sie ihren Unterhalt finden sollten. Es ist daher nicht befremdend, wenn die Böotier nach Plutarchs Erzählung alle Feste der Ceres verhaßt und traurig nannten. Die Ceres wurde selbst traurig genennt, weil sie beständig als untröstlich wegen der Entführung ihrer Tochter vorgestellt wurde, so wie die phönicische Venus und die babylonische Solambo wegen des Verlusts ihres Adonis.

An den Festen beym Wechsel der Jahrszeiten sang man zu Athen Klagelieder, in welchen man die Schicksale der Herumschweifenden und zur äussersten Dürftigkeit ernie-

drig-

drigten Erigona erzählte. In Aegypten zeigte man sich im Tempel zur Anrufung der Götter nie ohne einige wilde Kräuter, die man zum Andenken der Vorfahren trug, welche keine andere Speisen gehabt hatten. Selbst an den Tagen, die zur Freude bestimmt zu seyn schienen, z. E. an den Hochzeittagen, erinnerten die Griechen und Römer die Verlobten an das ehemalige Elend der ersten Bewohner der Erde. In Athen reichte man ihnen Eicheln und Brod, und in Rom setzte man ihnen Zwiebeln, Nüsse, Tannzapfen, Mohnkörner, Milch und Honig vor, und man brachte ihnen in Erinnerung, daß sich die Menschen in alten Zeiten von den Eicheln des dodonischen Waldes genährt hätten.

§. 3.

Von einigen besondern Festen und Gebräuchen in Persien, Japan und Tonquin.

Am Neuiahrstage brachte man bey den alten Persern dem König in silbernen Gefässen Getreide und Hülsenfrüchte, wovon der König selbst aß, und den Umstehenden etwas anboth. Der Japaner wird uns den Grund dieser Gewohnheit angeben. Denn diese Insulaner schicken sich an dem genannten

Tage

Tage einer dem andern kleine Muscheln, um sich der Armuth ihrer Vorfahren zu erinnern. An ihrem grossen Feste, Mator, welches am neunten Tage ihres neunten Monats begangen wird, haben sie eine Feierlichkeit, welche in Ansehung der geräuschvollen Auftritte mit den Bacchanalien und Saturnalien viel Aehnlichkeit hat. Dies Fest scheint angeordnet zu seyn, um das Andenken des ersten Elendes zu erneuern. Man führt alte Pferde, alte Waffen, alte Schuhe vor, die man im Triumph umher trägt, und läßt eine Art von Bier fliessen, das man mit goldenen Löffeln in irdene nicht glasirte Gefässe schöpfet, um es den obrigkeitlichen Personen zur Erinnerung an die Dürftigkeit der Alten zu reichen. Man findet keine grosse Feierlichkeit, wo man nicht aus eben dem Grunde von diesem Getränk Gebrauch macht. An diesem Feste zeigt man auch einen Tempel von Bambusrohr gebauet, mit Stroh bedeckt, mit Brettern verschlagen und mit Baumzweigen umgeben, der kaum mit einer Scheune verglichen zu werden verdiente, so einförmig und schlecht ist er. Dadurch will man die Bauart der armen Vorfahren abbilden. Diesem Gebrauch nähert sich das, was die Römer in Ansehung der Hütte des Romulus beobachteten, die man mit der größten

Sorg=

Sorgfalt erhielt, und mit Stroh und Schilf ausbesserte.

Die Japaner haben auch den Tempel des Issa, den ehrwürdigsten, der in Japan ist, in aller seiner ursprünglichen Armuth erhalten. In Tonquin findet man den bisher erwähnten ähnliche Gebräuche. Am Neuiahrstage muß man von einer besondern Nuß essen, und da der Aberglaube diesen Gebrauch verschlimmert hat, so vergiften die Tonquinesen diese Nüsse zuweilen, wovon die Kinder sterben, welchen sie dieselben geben. Es ist bekannt genug, daß man in Europa den Kindern am Neuiahrstage Kuchen, Zuckerwerk, Näschereien und andere Geschenke von der Art giebt, die bey ihrem ersten Ursprung vielleicht auch solche traurige Ursachen gehabt haben, wie bey den Alten, die wir erwähnt haben, welche aber mit der Zeit und aus Unbekanntschaft mit den Absichten der Alten freudiger geworden sind.

Ich weiß nicht, ob man dieser Neigung, das Andenken des Alterthums zu erhalten, die Gewohnheit der Priester zu Tonquin zuschreiben darf, daß sie sich bey iedem Neumond ihrer Vorfahren erinnern, die vor Hunger gestorben sind. Ich glaube muthmassen zu können, daß dies der erste Grund von der Verehrung ist, die so viel Aehnlichkeit mit derienigen zu haben scheint, welche man

man in alten Zeiten den Hausgöttern und den Selen der Verstorbenen bewies, da besonders die itzigen Gewohnheiten des Orients völlig damit übereinstimmen. Am dreizehnten Tage des siebenten Monats, d. i. gegen die Mitte des Augusts, haben die Japaner ein Fest zum Andenken der Verstorbenen. Man bildet sich ein, daß die Verstorbenen an diesen Tagen ihre alten Wohnungen auf der Erde wieder beziehen. Alle Häuser sind daher zu ihrer Aufnahme geschmückt. Man gehet ihnen entgegen, spricht mit ihnen und bewillkommt sie, als ob man sie würklich sähe. Des Nachts sind Städte und Felder mit Fackeln erleuchtet. Den folgenden Tag verabschiedet man die Todten mit vielen Komplimenten, führt sie zur Stadt hinaus, wenn man zurückkommt, durchsucht man die Häuser, und iagt die Selen, die etwa zurück geblieben seyn mögten, mit Stöcken und Steinen fort. Um diese Zeit bringt man auch in China zur Ehre der Vorfahren das grosse Opfer. Bey den Römern wurde im Maimonat den Lemuren des Nachts ein Fest gefeiert, wo man auch die abgeschiedenen Selen fortzuiagen pflegte, und endlich wurde auch in Athen zur Ehre der Vorfahren, die in der Sündfluth umgekommen waren, ein Trauerfest gefeiert.

§. 4.

§. 4.

Von den Festen der Adonis und Osiris.

Zum Beschluß der Beschreibung der Trauerfeste wollen wir hier noch das Fest des Adonis berühren. Fast alle Alten haben diese Fabel durch die Astronomie und Theologie erklärt. Venus Astarte war die Geliebte des Adonis, den Mars auf der Jagd durch ein wild Schwein tödten lies. Wie er in dem unterirdischen Reiche ankam, verliebte sich Proserpine in ihn, und Calliope entschied das Schicksal dieser beiden nebenbuhlerischen Göttinnen so, daß ihr Liebhaber sechs Monate unter der Erde und sechs Monate über der Erde bleiben sollte. An dem jährlichen Feste des Adonis legte eine ganze Stadt die Trauer an, und gab Zeichen der größten Betrübniß von sich. Die Weiber, die allein die Priesterinnen an diesem Feste waren, schoren sich den Kopf ab, liefen in der Stadt umher und schlugen sich an die Brust. Am letzten Tage des Festes verwandelte sich die Traurigkeit in Freude und ieder war so frölich, als ob Adonis wieder aufgestanden wäre. Der Anfang des Festes wurde die Verschwindung genannt, wo man nemlich den Tod des Adonis beklagte, und das Ende hieß die Entdeckung, wo man sich nemlich darüber freuete, daß man ihn wieder gefun-

gefunden. Bey den Trauergebräuchen zeigte man wahre Pracht, und trug das Bildniß eines bleichen und mit dem Tode kämpfenden Jünglings umher. Den Leichenzug begleiteten Körbe voll Kuchen und Blumen, grüne Zweige und allerley Früchte. Das Fest des Adonis war in ganz Syrien und Assyrien und sogar in ganz Griechenland gebräuchlich, wo man die Mysterien für die Weiber feierte. An diesen Festen sahe man an allen Ecken der Strassen Abbildungen von Leichnamen. Die Weiber, mit Trauerkleidern angethan, nahmen sie weinend weg, und man hielt den Leichenzug mit allen Zeichen der tiefsten und unverstelltesten Betrübniß, mit Klageliedern, Thränen und Seufzern. Diese Festtage wurden für sehr unglücklich gehalten. Man trug dabey irdene Gefässe mit Getreide, Blumen, iungen Kräutern, Früchten, iungen Bäumen und Laktuke, welche als die Speise der Todten angesehen wurden. Zuletzt warf man alle diese Sachen ins Meer oder in einen Brunnen.

Es kann hier noch angemerkt werden, daß man dies Fest auch in Aegypten um diese Zeit feierte, allein nicht dem Adonis, sondern dem Osiris und Apis zu Ehren. Die Gebräuche waren in Aegypten und Phönicien sehr übereinstimmend mit einander. Aegypten schien das benachbarte Land zur Freude aufzufo-

zufodern, weil der Gott, den man beweint hatte, wiedergefunden worden sey. Man ersäufte zu der Zeit in Aegypten den Ochsen Apis und überlies sich der Freude nicht eher, als bis man einen andern wiedergefunden hatte.

§. 5.

Von den Gastmahlen der Alten.

Bey den Alten stellten nicht nur die Feste den Menschen eine traurige Seite vor; sondern man fand auch sogar bey ihren Gastmahlen und Lustbarkeiten etwas Trauriges. Die feierlichen Mahlzeiten wurden mit heiligen Gesängen, die Linos, Elinos und Maneros hiessen, angefangen und beschlossen. Diese Gesänge waren in Aegypten und Griechenland würkliche Klagegesänge, und erneuerten das Andenken des einzigen Sohnes eines alten Königs. Man weiß nicht genau, wer Linus war. Er soll aber, so wie Orpheus, den Ursprung der Welt, die Siege der Götter und die grossen Veränderungen, welche in der Folge in der Natur geschehen sollten, besungen haben. Wenn wir die Fabel um Rath fragen, so sagt sie uns bald, er sey ein Sohn des Apollo, bald — ein Sohn der Urania, bald — ein Sohn Mercurs. Einige erzählen uns, er sey vom Apollo getödtet wor-

den, weil er sich mit ihm hätte vergleichen wollen. Andere berichten uns, er habe den Herkules die Musik gelehrt, der ihn umgebracht hätte. Zu Theben in Böotien behauptete man, daß man seine Gebeine habe, und die Böotier feierten alle Jahr sein Andenken auf dem Helikon, ehe sie den Musen opferten. Pausanias hält den Linus der Griechen und den Manerus der Aegyptier für eine und dieselbe Person. Dem sey nun wie ihm wolle, so war Linus nach Plutarchs Bericht der Erfinder der traurigen Klagegesänge. Die älteste Musik war traurig und im Klageton. Vielleicht ist auch der Name dieses musikalischen Dichters nichts anders als der Titel eines Gesanges, oder einer Klage über die ältesten unglücklichen Weltbegebenheiten, woraus man nachher eine unglückliche Person oder Helden gemacht hat. Ueberdem feierte man die Feste des Linus und Orpheus wie des Osiris mit Geschrey und Klagen.

Den Klageliedern, welche die Gastmahle eröfneten und beschlossen, fügte man in Aegypten noch ein Schauspiel bey, welches die Gäste traurig machen konnte. Man zeigte ihnen einen Leichnam, ein Todtengerippe, oder einen Sarg. Oft brauchten die Aegyptier den todten Körper ihrer Väter oder Mütter dazu, welcher denn während des Essens am

Ende

Ende der Tafel stehen blieb. Dies seinem Ursprung nach traurige Schauspiel war in der Folge ein Wink für die Menschen, sich den Vergnügungen zu überlassen, und als wahre Epicuräer die gegenwärtige Zeit zu nutzen. Indessen zeigen diese Klagegesänge, welche die Mahlzeiten begleiteten, an, daß diese Gebräuche anfänglich eine ganz andere Absicht hatten, und ernsthafte Belehrungen enthielten. Sie sollten den Menschen ihre Vergänglichkeit und ihr zükünftiges Schicksal zu Gemüthe führen und sie ermuntern, während des kurzen Aufenthalts auf der Erde in Frieden und Eintracht zu leben. Kurz, der Leichnam, den man vorbrachte, war das Bild der Erde, oder nach anderer Meinung, des Osiris, der ein Sinnbild der Natur war, wodurch man das Andenken an die Verwüstung der Erde erneuern und in Erinnerung bringen wollte, daß sie noch untergehen könnte.

§. 6.

Von einigen gottesdienstlichen Gewohnheiten und Gebräuchen verschiedener Völker.

Wenn wir nach Amerika gehen, so bemerken wir daselbst ebenfalls diesen trauri-

gen Ton. Die Peruvianer hatten Tempel, worin die Sonne durch einen Stein abgebildet wurde, der Guakas hieß, welches Wort Thränen bedeütet. Man gieng nie anders als mit thränenden Augen in diese Tempel und opferte dieser traurigen Gottheit Menschen. Jedes Haus hatte seinen Guakas oder sein trauriges Sinnbild der Sonne. Eben diese Völker hatten auch Feste der Traurigkeit, die an den Tagen, wo Sonnen- oder Mondfinsternissen einfielen, gefeiert wurden. Der Gesang war dabey kläglich, weil man dem Ende der Welt nahe zu seyn glaubte. Unter den Völkern am Mißisippi findet man eins, das man das weinende genannt hat, weil man unter ihnen bey der Geburt der Kinder, und bey dem Anblick aller Fremden, die man gewahr wird, weinet, indem diese Wilden die Zurückkunft ihrer Vorfahren erwarten. Bey einem andern Volke in diesen Gegenden findet man Trauerfeste, die man durch Klagegesänge und durch ein schreckliches Geschrey feierlich macht. Die Einwohner von Florida haben das Andenken der Sündfluth erhalten, denn sie erwähnten dieselbe in ihren Klagegesängen. Die Brasilianer hatten eben solche Gesänge, desgleichen die Canadier. Ihre Geberden sind traurig, und viele von ihren Festen gleichen den Bacchusfesten und den Gebräuchen, die

bey

bey den Festen der Ceres und der Isis üblich waren.

Alle Reisende beschreiben uns diese Wilden als finstere und schwermüthige Nationen. Drake sahe an der magellanischen Meerenge lauter Männer und Frauen, welche die Glückwünsche, die sie an ihn richteten, mit Thränen und Seufzern vermischten. Unter den Insulanern des Südmeeres sahe Dampierre ein Volk, das an den Festtagen, welche gewöhnlich des Nachts gefeiert wurden, ganz besondere Gebräuche beobachtet, und durch seine Kleidungsart die Sitten seiner Vorfahren zurück rufen will. Auf den marianischen Inseln singen die Weiber beym Mondenschein Trauergesänge auf das Leuchten dieses Sterns. Diesen Gebrauch nennt man das **Klagelied der Weiber.** Die chinesischen Jahrbücher melden, daß die Menschen vor dem Fohi in Wäldern herumirrten und sehr unglücklich lebten. Nachdem sie geschlafen hatten, standen sie auf und seufzten. Hernach suchten sie sich ihre Nahrung gleich den Thieren. Die Grönländer sind von Natur schwermüthig. Wann sie allein sind, so hängen sie den Kopf und seufzen, oft ohne eine Ursach davon angeben zu können. Sie haben keinen Grund, sich wegen ihres Elendes und des strengen Klima, das sie bewohnen, zu trösten. Wann wir die Edda oder

 die

die Mythologie der Scandinavier lesen, welche den Grund der Religion der mitternächtlichen Celten ausmachte, so sehen wir in derselben nichts, als eine Sammlung von traurigen und schrecklichen Gedichten, welche so wohl Götter als Menschen mit dem furchtbarsten Unglück bedrohen. Jede Seite dieser Schrift wiederholt uns den Lehrsatz vom Ende der Welt und der Zerstörung der Erde. Die fürchterlichste und traurigste Zukunft wird uns darin ohne Aufhören mit den auffallendesten und stärksten Farben geschildert. Die Dichter dieser kalten Himmelsgegend scheinen ihre Einbildungskraft nur erhitzt zu haben, um die Menschen unglücklich zu machen. Nicht zufrieden, die Natur so vorzustellen, als ob sie in iedem Augenblick untergehen wollte, verehrten sie noch eine Göttin, welche der Cybele und Astarte gleich ist, und den Tod ihres Geliebten unaufhörlich beweint. Sie nannten dieselbe die Göttinn der Hofnung, weil sie sich schmeichelte, ihn einmal wieder zu finden. Sie feierten auch das Andenken und den Tod des Balder, eines mächtigen Gottes, den man für einen Apollo ausgab, welchen Menschen und Thiere, Bäume und Pflanzen, Himmel und Erde beweint hatten. So hatten auch Pan und die Satyrs ehedem über den Tod des Osiris geweint. Auf diese Weise stellten das Vergangene und das Zukünftige

den

den Menschen überall etwas trauriges vor Augen, und alle Anordnungen des Heidenthums schienen dieselben zum Schmerz und zu Thränen aufzufodern. Endlich weiß man auch, daß diese schreckenvolle Lehre von den Druiden angenommen worden ist, welche bey allen celtischen Nationen, die ehedem Europa bewohnten, Priester waren.

§. 7.

Von den Tagen, die im grauen Alterthum für gut oder böse gehalten wurden.

Wir können dies Kapitel nicht schliessen, ohne von den Tagen zu reden, welche die Alten für unglücklich ansahen. Alle diese Tage waren bey ihrer ursprünglichen Anordnung durch die alte Religion dem Andenken der Zerstörung der Welt und des ehemaligen Elendes der Menscheu gewidmet. Sie sollten von dem Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen unterrichten. Nach Plutarchs Erzählung behauptete Xenokrates, daß alle Feste oder glückliche Tage, an welchen man fastet und sich mit Kasteiungen quälet, nicht den guten Göttern, sondern den bösen Mächten und den Dämonen gewidmet wären.

Der Dienstag wurde in Aegypten für einen unglücklichen Tag gehalten, weil Typhon

an demselben gebohren war. Der Sonnabend war ein unglücklicher Tag, weil er dem Saturn, einem Gott, gewidmet war, der bey gewissen vorhandenen Zeichen für schadenbringend gehalten wurde. Der fünfte Tag wurde für unglücklich gehalten; Nach dem Hesiodus giengen die Furien an diesem Tage auf die Erde spatzieren. Es war auch der Geburthstag des Pluto und der Eumeniden. An demselben gebahr auch die Erde den Ceus, Japhet und den grausamen Typhöus und die ganze gottlose Brut, welche sich gegen die Götter empörte. Alle Tage, welche einen gewissen Zeitraum beschlossen, wurden für unglückliche gehalten.

In Rom waren das unglückliche Tage, an welchen man den abgeschiedenen Selen opferte, desgleichen der Tag nach dem Vulkanusfeste, die römischen Ferien, die Saturnalien und die Feste zum Andenken der Verstorbenen. Bey den Griechen glaubte man, daß die Feste des Adonis keine viel bessere Vorbedeutung hätten. In der Folge gaben verschiedene Veränderungen im Staate Gelegenheit, noch mehr unglückliche Tage anzuordnen. Zuletzt ordnete sich ieder Regent oder ieder Privatmann selbst dergleichen an. Augustus hätte nie etwas an den sogenannten Nonen vorgenommen.

Bey den Persern heißt der letzte Mittwoch des Monats Sapher der Trompetentag, weil dies der Tag seyn soll, an welchem die Engel die Todten auferwecken, um sie vors iüngste Gericht zu fodern. Man sieht wohl ein, daß die erste Absicht dieser Ueberlieferung keine andere gewesen ist, als die Menschen zu belehren, daß diese schreckliche Begebenheit gewiß bevorstehe, und ihre Gedanken darauf zu führen. Die Perser nehmen an diesem Tage nichts vor und thun, wenn es irgend zu vermeiden ist, nicht einen Schritt aus ihrem Hause. Ja, was noch mehr ist — dieser traurige Mittwoch hat seine unglücklichen Eigenschaften allen übrigen Mittwochen mitgetheilt, welche für unglückliche Tage gehalten werden. Die Caravanen reisen nie an diesem Tage. Viele Perser wollen ihre Gewölbe nicht öfnen und dieser Aberglaube haftet so fest an der Gegend, daß die Armenier, welche die Landesreligion nicht angenommen haben, demselben sowohl ergeben sind, als die Perser selbst. Nie würden sie einen Kontrakt an einem Mittwoch aufsetzen oder unterschreiben.

Auf der andern Seite ist fast bey allen Völkern der erste Tag eines neuen Zeitraums, eines neuen Jahrs, oder neuen Cyklus, stets für ein glücklicher Tag angesehen worden. An einem solchen Tage ist es

vor-

vortheilhaft, eine Unternehmung anzufangen. Die Alten hielten es für eine der glücklichsten Vorbedeutungen, wenn ein Regent seine Regierung mit einem neuen Cyklus anfieng.

Zweites Kapitel.

Von den Mysterien des Heidenthums.

§. 1.

Diese Mysterien hatten die Erhaltung der Lehre vom Dasein eines höchsten Wesens zum Zweck.

*Man kennet die Mysterien des Zoroasters nicht mehr, und weiß wenig von den Mysterien der Isis. Aber es ist kein Zweifel, daß sie den grossen Lehrsatz eines zukünftigen Lebens nicht bekannt machten. Denn Celsus sagt zum Origenes: Ihr rühmet euch, ewige Strafen zu glauben, und kein Diener der Mysterien verkündigt sie denen, die darin eingeweihet werden?

Die geheimnißvollen Gebräuche der Ceres waren eine Nachahmung von denen der Isis. Diejenigen, welche Verbrechen begangen hatten, bekannten und söhnten sie aus. Man fastete, man reinigte sich, man gab Almosen.

* *La Philosophie de l' histoire.*

mosen. Alle diese Gebräuche wurden unter Ablegung eines Eides geheim gehalten, um sie desto ehrwürdiger zu machen. Die Mysterien wurden des Nachts gefeiert, um einen heiligen Schauer einzuflössen. Man stellet alsdann gewisse Trauerspiele vor, deren Anblick den Menschen das Glück der Tugendhaften und die Strafen des Lasterhaften vor Augen legt. Die größten Männer des Alterthums und diejenigen selbst, welche wegen der Reinigkeit ihrer Sitten im größten Ruf standen, die Plato's und Cicero's haben diese Mysterien gerühmt, und sie hatten noch nichts von ihrer ersten Reinigkeit verlohren. Die gelehrtesten Männer haben bewiesen, daß das sechste Buch der Aeneide nichts anders als eine Schilderung dessen sey, was bey jenen so geheimen und berühmten Schauspielen vorgegangen. Der Dichter zeigt in dem Eingange oder Vorspiel, die Kinder, welche durch Schuld der Eltern hatten umkommen müssen — dies war eine Erinnerung an Väter und Mütter. Hierauf erschien Minos, der die Todten richtete. Die Bösen wurden in den Tartarus gezogen und die Guten in die elysäischen Felder geführt. Diese Gefilde enthielten das Beste, was man für gewöhnliche Menschen erfunden hatte. Nur den Helden und sogenannten Halbgöttern kam die Ehre zu, in den Himmel einzugehen.

Die eleusinischen Geheimnisse wurden die berühmtesten. Die Theilnehmer derselben versammleten sich in dem Tempel der Ceres und der Priester belehrete sie, daß man — anstatt die Ceres anzubethen, welche den Triptolemus führte, der auf einem von Drachen gezogenen Wagen fortgezogen wurde — den Gott anbethen müßte, welcher die Menschen ernährte, und erlaubte, daß Ceres und Triptolemus den Ackerbau in Aufnahme brächten. Dies ist so richtig, daß der Priester mit Hersagung der Verse des alten Orpheus den Anfang machte: „Wandelt „auf dem Wege der Gerechtigkeit. Betet „den einzigen Herrn der Welt an. Es ist „nur einer. Er ist allein durch sich selbst. „Alle Geschöpfe haben ihm ihr Dasein zu „danken. Er handelt in ihnen und durch „sie. Er siehet alles und ist nie von den „Augen der Sterblichen gesehen worden.„ Ohngeachtet ein solcher Gebrauch so heilig und nützlich war, foderte man doch, daß die Eingeweiheten das tiefste Stillschweigen beobachteten. Selbst Alexander, der in Aegypten von dem Priester der Mysterien die Erlaubniß erhalten hatte, seiner Mutter die Geheimnisse der Eingeweiheten anzuvertrauen, beschwor dieselbe zugleich, seinen Brief, sobald sie ihn gelesen, zu verbrennen, weil er befürchtete, die Griechen zu erzürnen. Diejenigen,

gen, welche durch die Vorstellung dieses tiefen Geheimnisses getäuscht, behauptet haben, daß diese Mysterien nichts anders als schändliche Unordnungen wären, mußten durch das Wort, welches die Eingeweiheten bezeichnet, von ihrem Irrthum zurück gebracht werden. Es zeigt an, daß man ein neues Leben anfange. Ein unwidersprechlicher Beweis, daß diese Mysterien nur gefeiert wurden, um den Menschen die Tugend einzuflössen, ist die Formel, mit der man die Versammlung aus einander ließ. Man sprach bey den Griechen zwey alte phönicische Worte aus, welche bedeuteten: Wachet und seid rein. Der letzte Beweis ist der, daß der Kaiser Nero, der am Tode seiner Mutter schuld war, nicht bey diesen Mysterien aufgenommen werden konnte, wie er nach Griechenland reiste. Das Verbrechen war zu groß, und ob er gleich Kaiser war, so würden die Eingeweiheten ihn doch nicht zugelassen haben.

Diese Mysterien bestanden in der Lehre und in dem Bekenntniß des Daseins eines höchsten Gottes, seiner Vorsehung und seiner Gerechtigkeit, die freilich nach Tertullians Bericht, der ihnen sonst nichts schändliches zur Last legt, durch den wenig anständigen Gebrauch, welcher die neue Geburt anzeigte, von ihrer Würde etwas verlohren. Der Eingeweihete mußte das Ansehen haben, als ob

er vom Tode auferstünde, welches ein Sinnbild der neuen Lebensart war, die er anfangen mußte. Man reichte ihm eine Krone, die er mit Füssen trat. Der Priester hob das heilige Schwert über ihn auf, stellte sich, als ob er ihn erstäche, und der Eingeweihete stellte sich auch, als ob er tod niedersänke, worauf er wieder aufzuerstehen schien. Bey den Freymäurern ist noch ein Ueberrest dieser alten Ceremonie.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sich nicht unter diesen Mysterien, die ihrer Stiftung nach so weise und ehrwürdig waren, nach und nach viel Aberglaube und verwerfliche Gewohnheiten sollten eingeschlichen haben. Der Aberglaube gab ohne Zweifel Anlaß zu Unordnungen und diese zur Verachtung. Von diesen Mysterien, die im Anfange so ehrwürdig waren, und es so sehr zu seyn verdienten, sind hernach blos Schaaren Bettler übrig geblieben, die unter dem Namen Aegyptier und Böhmen in Europa umherzogen, den Tanz der Priester der Isis tanzten, Salben verkauften, Hautkrankheiten heilten und selbst damit behaftet waren, gute Waare sagten und Hühner stohlen. So arten oft die besten Anordnungen in der Folge der Zeit in die hassenswürdigsten Misbräuche aus.

§. 2.

§. 2.
Was haben diese Mysterien der Gesellschaft für Nutzen gestiftet?

Wie hat das menschliche Geschlecht, das unbändig, barbarisch und verwildert geworden war, sich gesittet machen können? Wie hat ein ungeselliges Geschöpf wieder zum geselligen Leben zurück geführt werden können? Wie hat man so weit kommen können, wilde Menschen unter den ersten Cabanen Aegyptens zu versammlen? Nach dem Cicero ist dies Wunder durch die Mysterien bewürkt worden. Wir wollen daher diese Mysterien genauer untersuchen, welche dem menschlichen Geschlecht, das zerstreuet und unglücklich war, so grosse Vortheile verschaft haben. Sie sind es, die den Menschen aus einem herumschweifenden, unruhigen und barbarischen Leben herausgerissen und seine Sitten gemildert haben. Sie sind der wahre Grund des geselligen Lebens. „Die Mysterien, sagt Cicero ferner, haben „uns das Leben und die Speise gegeben. „Sie haben die Gesellschaften die Sitten „und Gesetze gelehrt. Sie haben die Menschen gelehrt, als Menschen zu leben.„ Wir wollen nun sehen, wie die Mysterien diese ausserordentlichen Dinge zu Stande gebracht haben.

Die Mysterien waren das erhabenste und heiligste, was die Religion der Alten hatte. Das Bisher gesagte, scheint uns in dem Chaos des Heidenthums ein Ganzes, einen allgemeinen Charakter und einen, fast allen Völkern gemeinen, Geist zu zeigen. Man darf nicht zweifeln, daß alle Mysterien einerley Grundlage gehabt haben. Sie sollen uns, so wie alle alten Feste und gottesdienstlichen Gebräuche, die Absicht vorstellen, den Menschen das Andenken an die Weltbegebenheiten einzuprägen, und ihnen den Geist der Furcht für die Zukunft einzuflössen, der sich allgemein über die ganze ursprüngliche Religion des menschlichen Geschlechts, das der Abgötterey ergeben war, ausgebreitet hatte. Haben wir uns bisher noch nicht von dem richtigen Wege entfernt, so können wir uns noch versprechen, die Auflösung der Mysterien zu finden, und den Grund des undurchdringlichen Geheimnisses zu entdecken, worin sie gehüllet waren. Wir wollen mit Vertrauen auf der Laufbahn fortgehen, auf welcher wir uns vorgenommen haben, den Mensch in Rücksicht auf seine religiöse Verfassung, mit dem Andenken an die Uebel seines Geschlechts erfüllet, bis in das Alterthum zu verfolgen, von dem uns noch eine Menge Gebräuche und Meinungen zu untersuchen übrig bleibt.

§. 3.

§. 3.

Nähere Beschreibung der Mysterien bey verschiedenen Völkern und dessen, was das Volk davon zu wissen glaubte.

Alle alte gesittete Nationen haben Mysterien gehabt. Wir finden sie bey den Aegyptiern, Phöniciern, Chaldäern, Persern, Griechen, Römern u. s. w. Die nordischen und amerikanischen Völker sind die einzigen, bey welchen ich nichts ähnliches bemerkt habe. Die Mysterien waren gottesdienstliche Gebräuche, deren wahrer Zweck unter dem Volke nicht durfte ausgebreitet werden. Er war blos den Eingeweiheten vorbehalten, welchen man ihn unter dem Siegel der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit entdeckte. Die hierin unbedachtsamen wurden entweder mit dem Tode bestraft, oder verwiesen, oder aus der Gesellschaft ausgeschlossen — Kurz, sie wurden wahre Exkommunicirte *. Die bey den Mysterien üblichen Gebräuche wurden von einer gewissen Klasse Priester oder von gewissen Familien verrichtet, welchen dies Priesterthum mit Ausschliessung anderer, als ein Erbrecht zugehörte. Ihr Recht gründete sich

* *Memoires de l'Academie des Inscriptions. Tome* 21. *p.* 103.

sich aufs Herkommen, und auf verschiedene gottesdienstliche und sehr alte Traditionen. Die in Griechenland unter der Regierung Theodosius des Grossen abgeschaften Mysterien hatten darin wenigstens zwey tausend Jahr gedauert. Ihre Einsetzung schrieb sich würklich aus dem grauen Alterthum her. Die Namen ihrer Stifter verlohren sich in der Nacht der Zeit. Isis stiftete sie in Aegypten, Orpheus, diese fabelhafte Person, brachte sie nach Griechenland. Nach andern that dies Musäus. Einige schrieben die eleusinischen Mysterien oder Geheimnisse der Ceres zu, andere dem Ogyges, andere seinem Sohn Eumolpus, noch andere dem Erechteus, der das attische Gebiet von einer Hungersnoth befreiete, nachdem er das Geheimniß des Ackerbaues und der Gesetze von der Ceres erhalten hatte, endlich noch andere dem Triptolemus, der auch für den Erfinder des Ackerbaues und der Arbeit gehalten wurde.

Ausser dem Geheimen hatten die Mysterien auch etwas Oeffentliches, wenigstens etwas, welches das gemeine Volk zu kennen glaubte. In Aegypten feierte man das Andenken der Osiris und der Isis, in Phönicien und auf der Insel Cypern das Andenken der Venus und des Adonis, in Phrygien das Andenken der Cybele und des Atys, in Griechenland und Sicilien das Andenken der Ceres

und

und des Bacchus. Diese Gottheiten waren in den Mysterien wie bey allen andern Feierlichkeiten der Gegenstand der äussern und öffentlichen Verehrung, und da uns die Alten selbst lehren, daß alle diese verschiedenen Personen dieselben — nur unter verschiedenen Namen und Sinnbildern vorgestellt — waren, und ihre öffentlichen sowohl als geheimen Feste alle nur einen Gegenstand hatten und da uns ihre zufälligen Gebräuche schon auf einerley Gegenstand ihrer Verehrung führen, wenn uns auch die alten Schriftsteller nicht davon unterrichtet hätten; so würde es ohne Nutzen seyn, dies näher zu entwickeln. Denn es ist hinlänglich, das Wesentliche derselben überhaupt zu kennen.

Bey allen geheimnisvollen Feierlichkeiten zeigte die äussere Seite derselben dem Volke, daß man in demselben das Andenken der diesen Göttern widerfahrnen glücklichen oder unglücklichen Begebenheiten, ihrer Siege, Thaten, Niederlagen und Triumphe, ihres Kummers und ihrer Vergnügungen feierlich begieng. Sie hatten alle mächtige Feinde gehabt, und mußten unter ihren Schlägen erliegen. Aber ihr trauriger Tod war nur das Mittel gewesen, sie zur Ehre zu führen, und sie zu Ueberwinder ihrer Feinde und des Todes selbst zu machen. Ihr

ganzes Bestreben war dahin gerichtet gewesen, dem menschlichen Geschlechte zu Hülfe zu kommen, an seinem Schicksal Theil zu nehmen, es wegen seines Unglücks zu trösten, ihm Wohlthaten zu erweisen, es durch weise Gesetze gesitteter zu machen, in Künsten besonders im Ackerbau, der zum Unterhalt desselben so nöthig ist, zu unterrichten — kurz, es zum gesellschaftlichen Leben zu bewegen, nachdem sie es aus dem wilden und unglücklichen Leben, welches es vorher geführt, herausgezogen hatten. Man verehrte diese verschiedenen Menschen als unsterbliche Götter, Wohlthäter und Wiederhersteller der vernünftigen Natur, als die Schöpfer der gesitteten Gesellschaften und Erfinder nützlicher Künste.

Dies wußte das Volk, oder glaubte es zu wissen. Alle Feste hatten in ihren Augen drey verschiedene Seiten. Sie stellten einen Abriß der Geschichte ihrer Götter vor, so, wie die Mythologie dieselbe kennen lehrte und das Volk sahe darin nur den buchstäblichen Sinn. Bacchus war ihrer Meinung nach in der That von den Riesen entweder ersäuft, oder verbrannt, oder zerrissen worden. Ceres war vom Neptun verfolgt worden. Sie hatte sich versteckt und ihre Abwesenheit hatte Unfruchtbarkeit auf der Erde hervorgebracht. Sie hatte sich würklich zu Eleusis auf einem

Stein ausgeruhet, den man zeigte und den traurigen Stein nannte. Sie hatte überall ihre Tochter gesucht, die Pluto geraubt hatte. Sie hatte zu dem Ende auf dem Berge Aetna Fackeln angezündet. Bey den eleusinischen Geheimnissen stellten alle äussern Gebräuche diese traurige Begebenheit vor. Die Feierlichkeiten dauerten neun Tage. Der erste war den Einweihungen gewidmet; am zweeten badete man sich im Meer; am dritten brachte man verschiedene Opfer, besonders Mehl; am vierten gieng der feierliche Zug der Ceres vor sich, wobey man Körbe mit Kuchen, Granatäpfeln und Mohn angefüllt zu tragen pflegte; am fünften ahmte man des Nachts die Aufsuchung der Göttin nach; am sechsten stellte man eine Procession von Athen nach Eleusis an, in welcher man den Jacchos oder Bacchus, der eine Fackel hielt, zur Schau trug und sie mit Schreien und Tänzen begleitete; der siebende war zu Spielen und Leibesübungen bestimmt; der achte war noch den neu Einzuweihenden gewidmet; am neunten schüttete man endlich mit irdenen Gefässen Wasser aus.

In Syrien sahe das Volk in seinem Adonis nichts als einen Gott, den ein wildes Schwein getödtet hatte. Die Aegypter verstanden bey den Mysterien des Osiris seine Geschichte ebenfalls buchstäblich und glaubten,

 daß

daß Typho ihn getödtet, und daß sein Körper in ein Behältniß sey verschlossen worden, nachdem er vorher in Stücken zerlegt gewesen. Die Erinnerung an eine so klägliche Geschichte machte diese Feste traurig. Ein Theil derselben war zu Thränen bestimmt, und hernach überließ sich das Volk der ausgelassensten Freude, weil sie glaubten, daß die Leiden dieser Götter für sie der Weg zur Unsterblichkeit wären.

Das zweite, was dem Volke bekannt war, bestand darin, daß es diesen Göttern den Ackerbau, den Gebrauch des Getreides, des Weins, der Wagen und die Erfindung der Künste zu verdanken hätte. Da ihnen das Volk zugleich für diese Wohlthaten ein Dank- und Freudenfest hielt, so erinnerte es sich durch verschiedene Gebräuche an das elende Leben seiner Vorfahren vor diesen glücklichen Erfindungen. Dieser Theil der Feierlichkeit war daher so traurig, als iener frölich war.

Drittens, glaubte das Volk: es habe diesen Göttern die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft zu verdanken. Es schrieb denselben seine Policey und Gesetzgebung zu. Es wußte, daß seine Vorfahren ehedem ein herumschweifendes und wildes Leben ohne die geringsten Grundsätze einer Regierung geführt hatten. Dies war nun eine Veranlassung

lassung über das Vergangene zu seufzen und sich wegen des Gegenwärtigen Glück zu wünschen. Dieser letzte Punkt der Feierlichkeit wurde für so wichtig gehalten, daß viel Feste, oder Mysterien, Feste der Gesetzgebung hiessen.

Die drey Punkte waren fast immer bey allen Feierlichkeiten unzertrennlich vereinigt. Jede historische Erinnerung an die Götter war mit Gebräuchen begleitet, welche auf Ackerbau und Gesetzgebung einige Beziehung hatten. Jede Feierlichkeit des Ackerbaues erinnerte an die Geschichte der Götter und der Gesetze. Jede Feier der Gesetzgebung erneuerte das Andenken der Götter und des Ackerbaues. Dieser Gebrauch scheint allen gesitteten Nationen gemein gewesen zu seyn. Jedes Fest der Juden erinnerte auch an diesen traurigen Gegenstand. Das Osterfest führte ihnen den Sieg Gottes über die Aegypter und den Durchgang durchs rothe Meer zu Gemüthe. Dies Fest hieß auch das Fest der neuen Früchte. Das Pfingstfest war das Gedächtnißfest der Gesetzgebung auf Sinai und das Erndtefest. Das Lauberhüttenfest war ein Andenken an die umherziehende Lebensart der Israeliten in der Wüste, der Einsammlung der Früchte und der Weinlese, wobey man das Gesetz vorlas.

Die Chineser hatten ebenfalls Gedächtnißfeste des Ackerbaues und der Gesetzgebung,

Die dabey beobachteten Gebräuche hatten viel Aehnlichkeit mit denen, welche die Griechen bey ihren Mysterien beobachteten. Es wird dabey alles durch Zeichen und Sinnbilder ausgedrückt, mit dem Unterschied, daß die Zeichen bey den Griechen geheimnisvoll waren, und daß man sie bey den Chinesern dem Volke erklärt. An dem Tage, an welchem das Fest zur Ehre des Ackerbaues einfällt, gehen die Ackersleute zusammen in einem förmlichen Aufzuge zu den Obrigkeiten. Sie bringen öffentlich eine Kuh von gebrannter Erde, deren Hörner vergoldet sind, zu ihnen. Ihr folgte ein Kind, das an dem einen Fuß Schuh und Strümpfe und den andern ganz blos hatte. Es schlägt diese Kuh von Zeit zu Zeit, um sie weiter vorwärts zu treiben. Diesen Aufzug begleiten Musikanten, Tänzer und andere sich auf mannigfache Art verkleidete Leute. Wenn sie bey der Obrigkeit angekommen sind, so hält diese an die Umstehenden eine moralische Rede über den Ackerbau und die Arbeit. Hierauf zerschlägt man die irrdne Kuh, welche mit dergleichen kleinen Kühen angefüllt ist, die man unter dem Volke austheilet. In China ist die Kuh das Sinnbild des Ackerbaues. Das Kind giebt die Arbeit und Betriebsamkeit zu erkennen, ohne welche der Mensch nicht bestehen kann. Dies ist der

Inhalt

Inhalt der Rede, welche eine Magistratsperson vor der Versammlung hält.

Was also dem Volke von diesen Festen und Geheimnissen bekannt war, mußte nothwendig zum Wohl der Gesellschaft gereichen. Es sahe darin nichts anders als ein Lob des Ackerbaues und den Triumph der Gesetze. Freilich sahe man es auch über das Schicksal seiner Götter weinen. Allein es tröstete sich doch zuletzt. Seine Traurigkeit wurde durch die Freude und seine Freude durch die Traurigkeit gemäßigt. Dies erhielt dasselbe in einem gewissen mittlern Zustand, oder in einer Mässigung, welche es verhindern sollte, sich einem Abweg zu nähern. Die Gewohnheit leitete es bey seinen Abwechselungen — Die Empfindung mischte sich dabey fast gar nicht ein, oder wenigstens nahm sie blos leidentlich Eindrücke an, welche auf das Verhalten keinen Einfluß hatten. Es kam in der That von diesen Festen über das Unglück seiner Götter gerührt zurück, aber doch auch sehr zufrieden darüber, daß sie den Sieg über ihre Feinde davon getragen hatten. Mit Unterwerfung unter den Ordnungen des Staats und mit vergnügten Herzen gieng es wieder zu seiner gewöhnlichen Arbeit.

§. 4.

§. 4.

Was hatte es mit den Gebräuchen für eine Bewandtniß die man vor dem Volke verbarg?

Was waren das nun für Feste, die man den Augen des Volks so sorgfältig entzog? Was konnte die Absicht dieses so unverletzlichen Geheimnisses seyn? Wollte man ihm nicht sagen, daß seine Götter falsche Götter und nur bedeutende Erinnerungen an alte Hauptveränderungen des Erdbodens wären? Wollte man ihm die traurige Begebenheit der Sündfluth verbergen? Das Urtheil alter und neuer Schriftsteller scheint diese Vermuthung zu begünstigen. Indessen war die Sündfluth eine dem gemeinen Manne bekannte Begebenheit. Er glaubte die Beschaffenheit und die Ursach derselben zu kennen. Die zum Andenken der Sündfluth angeordneten Feste, die fortdaurende Erzählung des elenden Lebens der Vorfahren, die dabey gemacht wurde, zeigen an, daß man dem Volke die Geschichte vergangener Zeiten nicht verbergen wollte. Hätte man überdem das Volk gelehrt, daß alle diese Götter, oder wenigstens einige von ihnen, keine würkliche Götter wären, so hätte diese Entdeckung, so seltsam sie auch gewesen wäre, doch der

Ge-

Gesetzgebung keinen Schaden thun können, die lediglich dahin abzielte, den Menschen im gesellschaftlichen Zustande zu erhalten. Daraus, daß es falsche Götter geben kann, konnte das Volk den Schluß nicht machen, daß es gar keine Gottheit gebe. Dies war würklich die Meinung derer, welche über die Vorurtheile des Heidenthums und über die Wunder der Götterlehre anders als gewöhnlich dachten. Vielleicht hätte eine Aufklärung über diesen Punkt eine kleine Gährung in der Denkungsart der Völker hervorgebracht. Allein sie konnte die gesellschaftliche Verfassung, worauf die alte Staatskunst ihr Augenmerk stets gerichtet hatte, nicht zerstören. Ueberdem war es eine Wahrheit, die, ob sie gleich in der heidnischen Religion nicht gepredigt wurde, doch allgemein, aber im Stillen, bekant war, und welche durch eine Menge unwillkürlicher Handlungen entdeckt wurde *.

Das

* Wenn Horatz vom Jupiter redet, so giebt er von ihm einen Begrif, der von dem Begrif des gemeinen Mannes sehr verschieden ist, und stellt ihn als einen einzigen Gott vor: *Nil majus generatur ipso, nec viget quidquam simile aut secundum.*

Nach Tertullians Zeugniß bedienten sich die Heiden so wie wir der Ausdrücke: Gott sieht

Das Volk wußte auch, daß dieser Gott in den einem Lande oder in der einen Stadt und iener in andern verehret wurde. Wenn das Volk selbst auf die Vielgötterey und zwar auf leblose Gottheiten verfallen wäre, so könnte man es durch weislich ertheilten Unterricht eben so gut zu seinen ersten Grundsätzen zurückführen. Man dürfte zu dem Ende nur den Fortschritt der Wissenschaften befördern und die Gottheit in den Augen des gemeinen Mannes von den Wolken befreien, welche sie verdunkelten. Kurz, wenn diese geheime Theologie rein und dem Volke nützlich wäre, so müßte man sie ihm entdecken, und die guten Absichten, welche die alten Gesetzgebungen in Ansehung des Wohls der Menschen hatten, lassen uns vermuthen, daß sie es gethan haben würden, wenn sie diese Kenntniß für nützlich gehalten hätten, oder wenn der Nutzen nicht durch einen andern Nachtheil wäre im Gleichgewicht gehalten worden.

Wir

sieht uns, Gott hört uns, Gott wird es uns vergelten. Wenn sie dies sagten, sahen sie gen Himmel und nicht aufs Kapitolium. Dies nennt er das Zeugniß einer natürlich christlichen Sele. *Apolog.*

Wir müssen daher mit Recht anneh-
men, daß die Theologie, die man dem Volke so sorgfältig verbarg, einen geheimen Fehler hatte, der so alt, so in Ehren, und vielleicht selbst in den Augen der Obrigkeit so heilig war, daß sie ihn weder hatte können noch wollen verbessern, oder ausrotten, und daß sie damit zufrieden war, ihn der Kenntniß des gemeinen Mannes zu verbergen. Ich sage, daß es die Theologie war, welche man den Augen des grossen Haufens entzog. Macrobius sagt auch hierüber, wenn er vom Saturn, den Gott der Zeit spricht: es sey erlaubt gewesen, zu dem Volke in der Sprache der Dichter und Naturkündiger zu reden — man verbarg demselben also nur den theologischen oder dogmatischen Theil der Feierlichkeiten.

§. 5.

Von den geheimen Gräueln, die zuweilen bey den Mysterien verübt worden sind.

Die Mysterien der Alten hatten gewiß ein Laster, gegen welches die ersten christlichen Kirchenväter gemeinschaftlich ihre Stimme mit Recht erhoben haben. Man warf ihnen ihre unkeusche Spiele, ihre unzüchtigen Gemähl-

Gemählde und ihre schändlichen Sinnbilder vor, welche die Schaamhaftigkeit erröthen machen mußten. Diese Beschuldigungen sind gegründet und die Erzählungen der übrigen Heiden rechtfertigen sie. Die Mysterien wurden auch zuweilen durch grausame Opfer verunreinigt, in welchen man Menschenblut fliessen sahe. Diese letzten schrecklichen Ausschweifungen fand man freilich nicht bey allen. Aber von den ersten waren doch keine ausgenommen. Werden wir also diese Gräuel und Unreinigkeiten nicht als die Ursach ansehen müssen, daß die Mysterien so geheim waren? Daß hierin ein Grund lag, warum man alles so geheim hielt, wenn man sie feierte, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber wir können die Frage aufwerfen, warum die Obrigkeit, welche diese Dinge bey den Mysterien so geheim hielt, sie bey andern Festen, die keine Mysterien waren, dem grossen Haufen sehen und vollbringen lies? Warum stellte man diese Unanständigkeiten bey öffentlichen Feierlichkeiten dem Auge dar, wo die Weiber alles Schändliche und alle Schaam vergassen. Warum verschloß man in besondere Behältnisse als geheimnisvolle Gegenstände solche Dinge, die man unter andern Umständen allen Augen sehen ließ. Viel Statüen und andere Denkmale, welche in Tempeln, Strassen, öffentlichen Plätzen und Häusern standen, stelleten

so

so schändliche und abscheuliche Gegenstände vor, daß es fast unbegreiflich ist, wie Schaamhafte in die Tempel gehen, und die Augen daselbst gen Himmel aufheben konnten.

Diese Thaten und Bilder verdienten gewis in Dunkelheit gehüllet zu werden. Indessen können wir den Schluß nicht daraus machen, daß sie der Grund waren, warum die Mysterien so geheim gehalten worden sind, da sie doch bey so viel andern Gelegenheiten geduldet wurden. Wahrscheinlich waren sie Misbräuche irgend einer alten Gewohnheit, die sich auf einen Umstand gründete, der im Anfang unschuldig oder nützlich war. Man muß sich die Menschen nicht ohne Grund als lasterhaft vorstellen. Allein, was konnte das wohl für ein Lehrsatz seyn, den man dem Volke verbarg? Wollen wir annehmen, daß er der Ordnung und den guten Sitten noch mehr entgegen war, als der schreckliche Misbrauch, den man von der Gewohnheit und den Sinnbildern machte? Dies kann man gar nicht begreifen, noch mit den Folgen und Würkungen der Mysterien auf diejenigen vereinigen, welche zu denselben zugelassen wurden. Wir wollen darüber das wenige sammlen, was uns das Alterthum von

seinem Geheimniß zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten hat entwischen lassen.

§. 6.
Zeugnisse der alten Schriftsteller über die alten Mysterien.

„Alle Mysterien, sagt Plutarch durch „den Mund eines Unbekannten, den er redend „einführt, haben eine gewisse Beziehung auf „das zukünftige Leben und auf den Zustand „der Sele nach dem Tode. Was man bey „denselben vorstellt, ist blos ein Schatten da„von. Es ist ein schwaches Bild aller der „Schönheiten, deren Betrachtung allen denen „aufbehalten ist, welche hier tugendhaft gewesen sind.„

Wir sehen diesen Philosoph sich selbst bey einer Gelegenheit erklären, wo sein Herz allein spricht, weil er sich mit seiner Gattin wegen des gemeinschaftlich erlittenen Verlustes einer Tochter trösten wollte. „Der „Pöbel bildet sich ein, sagt er, daß vom „Menschen nach dem Tode nichts mehr „übrig bleibt, daß es für ihn weder etwas „Gutes noch etwas Böses giebt. Das Ge„gentheil davon ist dir bekannt genug. In „unserer Familie hat sich gleichsam von Mund

„zu

„zu Mund eine ganz andere Lehre fortge„pflanzt. Da wir überdem in den gottes„dienstlichen Mysterien des Bacchus einge„weihet, und Zeugen seiner heiligen Gebräuche „sind, so sind wir von den grossen Wahr„heiten unterrichtet, daß die Sele unvergäng„lich, und daß eine Zukunft ist.„

Cicero hatte schon vor ihm gesagt: „Die Mysterien der Ceres haben uns nicht „nur gelehrt, freudig zu leben, sondern auch „mit der Hofnung einer glücklichen Zukunft „zu sterben. Isokrates sagt auch, daß sich die Eingeweiheten in der Stunde des Todes und in der ganzen Ewigkeit angenehme Erwartungen versichern. Man sieht im Aristophanes, daß dieienigen, die an den Mysterien Theil hatten, ein unschuldiges, heiliges und ruhiges Leben führten; daß sie in der Hofnung eines glücklichen Zustandes starben, daß ihnen das Licht der elisäischen Felder versprochen war; und daß die übrigen Menschen nur die ewige Finsterniß zu erwarten hätten. Diodor sagt auch, daß die Einweihung religiöser und gerechter machte, als man vorher gewesen. Plato hat behauptet, man lerne in den Mysterien, daß das Leben nur ein Durchgang sey, und ein Posten, den man ohne den Willen Gottes nicht verlassen dürfe. An einem andern Ort setzt er noch hinzu,

 daß

daß die Lieder des Musäus, die man bey den Mysterien sang, von Belohnungen und Freuden der Tugendhaften und von Strafen redeten, welche auf die Lasterhaften warteten *. Aristides sagt: Die Mysterien wären nicht bestimmt, der Sele in dem itzigen Leben Ruhe zu verschaffen, und sie könnten auch von Uebeln dieses Lebens nicht befreien — aber ihr Zweck sey, unser Schicksal nach dem Tode zu verbessern und zu verhindern, daß man nicht in die Finsterniß und den Schlamm der Gottlosen gestürzt würde. Sophokles hatte dieselbe Lehre bekannt gemacht. Seiner Meinung nach konnten nur die Eingeweiheten die Freuden Elisiums geniessen — Der Tartarus sey für die übrigen Menschen aufbehalten. „Glücklich, sagt Euripides, ist derienige, der gewürdigt worden ist, von den „Geheim-

* Beym Plato findet man dieselbe Sprache über die Eingeweiheten und ihre Hofnung einer gränzenlosen Glückseligkeit. Er sagt: man werde durch die Mysterien und Reinigungen, die daselbst zur Pflicht gemacht würden, in den Aufenthalt der Götter aufgenommen und von den Strafen des künftigen Lebens befreiet, da hingegen dieienigen, die nicht gereinigt würden, von dem Abgrunde verschlungen würden. *Plato in Phaedone, Strabo lib.* 10.

Anm. d. Herausg.

„Geheimnissen der Götter Offenbarungen zu „erhalten, und dann heilig lebt.„ Diogenes war sehr unwillig über eine Meinung, welche alle übrige Menschen von der künftigen Glückseligkeit ausschloß. Er hielt sie für fähig, das Herz aller Völker zur Verzweiflung zu bringen. Lucian sagt in seinem Gespräch über Charons Kahn, nachdem die Todten über den traurigen Fluß gesetzt worden wären, habe Mycill über die Dunkelheit und alles, was er daselbst antraf, erstaunt zu einem Philosophen gesagt: „Du bist in den eleusinischen Geheimnissen eingeweihet — Scheint „dir nicht alles, was man hier sieht, den Vor„stellungen in ienen Mysterien zu gleichen? „Du hast Recht, antwortet der Philosoph. „Hier kommt Tysiphone, eine von den neun „Furien mit der Fackel in der Hand, um „den Haufen aufzunehmen, den ihr Merkur „zuführt.„

Wenn man nun den Alten glauben darf, so waren diese Mysterien in der That das Heiligste und Erhabenste in der Religion. Es wird schweer seyn, diese Zeugnisse zu verwerfen, wenn man die harten Prüfungen, die Büssungen, die Reinigungen, die Verleugnungen und Gelübde der Enthaltsamkeit betrachtet, welchen man sich unterwerfen mußte, wenn man zur Kenntniß dieser Lehre zugelassen seyn wollte. Nur stufenweise und nach verschiede-

nen Untersuchungen der Aufführung, der Sitten und des Charakters kam man zur völligen Einweihung. Nach einem jährigen Noviciat wurde man erst Zuschauer. Zuletzt standen diejenigen, die aufgenommen zu werden verlangten, mit Myrrthen gekrönet, des Nachts ihre letzte Prüfung aus. Sie giengen in das Heiligthum hinein und wurden dann abwechselnd bald durch Licht bald durch Finsterniß geführt. Man zeigte ihnen sehr viel Gegenstände nur ganz dunkel — sie hörten ausserordentliche Stimmen — sie waren mit finsterer, schrecklichen Nacht umgeben, und nach diesen Erfahrungen kamen sie erst zum Anblick des Gegenstandes ihrer Nachforschungen oder ihrer Aufmerksamkeit. Man erklärte ihnen hierauf was sie sahen, und führte sie nach ihrem gehabten Erstaunen auf eine angenehme Wiese.

Der Hierophant oder Vorsteher der heiligen Gebräuche lebte unverheirathet. Er salbte sich mit Schierling und trank sogar davon, um seiner Sache gewisser zu seyn.

Man ließ nicht iedermann ohne Unterschied zur Einweihung in die Mysterien. Man schrie mit lauter Stimme um die Profanen, die Menschenmörder, selbst solche, die es ohne ihre Schuld waren, die Zauberer, die Verbrecher und Gottlosen davon abzuhalten. Die Epikuräer waren davon ausgeschlos-

geschlossen. Nero wagte es, sich zu nähern. Aber er merkte auf die Stimme des Schreienden und begab sich zurück. Porphyrius sagt beym Eusebius: „Nur dieienigen, welche „ihre Fehltritte und alle Handlungen ihres „Lebens zum Wohl ihrer Sele eingerichtet „haben, können an den geheimen Mysterien „der Religion Theil nehmen, und darinnen „eingeweihet werden.„

Dies ist die einstimmige Meinung des ganzen Alterthums über den Gegenstand und den Zweck der Mysterien. Vergebens hat man zu manchen Zeiten in dieser Lehre nichts anders, als die neuere Philosophie sehen wollen, die hernach aufgestanden ist, um sich dem Christenthum zu widersetzen und die heidnische Religion zu rechtfertigen. Man muß sich mit Vorsatz allen Zwang anthun, wenn man hier die Stimme des Alterthums nicht hören will. Sie sagt uns, daß diese Lehre eines andern Lebens zu allen Zeiten und bey allen gesittetern Völkern als eine Sage behauptet worden ist. Ihr besonderes und ihre grosse Verschiedenheit vom Christenthum bestand darin, daß sie nur ins geheim und einer kleinen Zahl Eingeweiheter ins Ohr sagte, was die christliche Religion laut sagt und in allen Gegenden der Erde mit klaren Worten bekannt gemacht hat.

Eusebius verkennet diesen religiösen Zweck der Mysterien selbst nicht, ob er sich gleich sonst mit Heftigkeit gegen sie auslägt. Allein, wenn er auch den Eingeweiheten in seinen Unterredungen mit ihnen sagt, daß ihr Schicksal im künftigen Leben sehr verschieden von dem seyn wird, das sie erwarten, und daß sie in demselben nichts anders als ein ewiges Feuer antreffen werden, so behauptet er doch, daß die Mysterien sie mit dieser glücklichen oder unglücklichen Zukunft unterhalten hätten, welche denen bevor stehe, welche gut oder böse auf Erden gelebt hätten.

Wie der Kaiser Julian, dieser grosse Feind des Christenthums, demselben die erhabene Lehre der Platoniker, die er in der Absicht studirte, entgegen setzen wollte, so schickte man ihn zum Oberpriester bey den eleusinischen Geheimnissen, um Aufklärung zu erhalten. Die Mysterien waren also das Heiligthum, wo der Lehrsatz von einem andern Leben aufbehalten wurde. Von ihnen stammten wahrscheinlich die Moralphilosophie und die Religionskenntniß ab, die sich schon drey Jahrhunderte vor unserer christlichen Zeitrechnung auszubreiten anfiengen, und die früh oder spät eine grosse Veränderung in der heidnischen Religion bewürkt haben würden, wenn die Verbesserung derselben nicht

einer

einer andern Ursach wäre vorbehalten gewesen. Diese Philosophie war die Frucht der Wisbegierde und der unruhigen Sehnsucht, welche die grossen Köpfe Griechenlands zur Untersuchung der Beschaffenheit der Welt, der Götter und des Schicksals ihrer eignen Sele antrieb. Es ist bekannt, daß die Absicht ihrer Reisen nach Aegypten, Chaldäa und Indien war, sich aufzuklären und den Priestern ihre Geheimnisse zu entreissen.

Aus diesen Quellen kam iene erhabene, oft übertriebene und romanhafte Philosophie, die alle Materien zu ergründen suchte, und sogar dieienigen, welche die Natur der Forschungskraft des Menschen entzogen hat. Man wollte den Ursprung der Welt, ihr Alter, ihre Dauer und ihr Ende wissen. Eben daher rührte auch der verschwiegene und geheimnißvolle Charakter der ersten philosophischen Sekten. Die Tochter mußte ihrer Mutter ähnlich seyn. Mit vielen Schwürigkeiten theilte man die Kenntnisse mit, welche man mit vielen Schwürigkeiten erlangt hatte, und die man bey sich zu behalten hatte versprechen müssen. Sieben oder acht Jahrhunderte mußten erst verflossen seyn, ehe wir die wenigen entwischten Ausdrücke erlangen konnten, welche das starke Zeugniß ausmachen, das wir angeführt haben.

Endlich besteht noch ein neuer Beweiß davon, daß die Mysterien einige Beziehung auf das zukünftige Leben hatten, darin, daß alle Helden, z. B. Orpheus, Theseus, Herkules, Bacchus, Ulysses und Aeneas, sich erst haben in den Mysterien aufnehmen lassen, ehe sie in das unterirdische Reich hinabgefahren sind.

§. 7.

Von den Folgen, welche die ungereimte Fabeln, womit man den Lehrsatz von einem zukünftigen Leben vermischte, bey dem Volke hatten.

Wenn die Lehrsätze von der Unsterblichkeit der Sele, von den Belohnungen und Bestrafungen eines andern Lebens der Gegenstand der Mysterien waren, so ist es schweer zu begreifen, warum man eine Lehre verborgen gehalten, welche man stets für das vornehmste Band der Gesellschaft und für einen Zaun angesehen hat, der die Leidenschaften der Menschen am besten zurückhalten könnte. Der Lehrsatz von einem andern Leben scheint zu allen Zeiten die Grundlage aller bürgerlichen und gottesdienstlichen Gesetze gewesen zu seyn. Das Heidenthum konnte eine so allgemeine Meinung nicht verkennen.

kennen. Kann man sich wohl vorstellen, daß es unbekannt mit derselben war, da man die elysäischen Felder, das unterirdische Reich, den Styx, den Acheron, den Pluto, den Minos, den Aeakus, den Rhadamantus, die rächenden Furien und die Strafen grosser Verbrecher beständig schilderte? Das Volk wußte die Beschreibungen der Dichter auswendig, und wußte also eben so viel davon, als die in den Mysterien Eingeweiheten. Wie sagt aber Plutarch, den wir eben angehört haben, daß der gemeine Mann nach dem Tode nichts erwartete? Wie hat Plato fünf hundert Jahre vor ihm sagen können, der grosse Haufen glaube noch als unumstößlich gewiß, daß die Sele nach der Trennung vom Körper aufgelöset werde und zu seyn aufhöre? Er fügt noch hinzu, dasienige, was man dieser Meinung widersprechendes in den Mysterien lehre, sei eine eben so wichtige als für den gemeinen Mann schweer zu begreifende und in Verwunderung setzende Wahrheit.

Was findet man auf der andern Seite für Widersprüche in den Schriften der Alten? Cicero sagt in seiner Rede für den Cluentius öffentlich: alles, was man von einem andern Leben behaupte, sey nichts weiter als eine Fabel, und nach dem Tode müsse man nichts hoffen. Allein ganz anders

ders redet er in seinem einsamen Zimmer und in seinen philosophischen Schriften. Selbst die Kinder glauben nach dem Juvenal kein unterirdisches Reich, nec pueri credunt &c. Plato fand alles, was man von einem andern Leben sagte, der Religion und der Vernunft so entgegen und mit dem Glück des Menschen so streitend, daß er wünschte, man mögte davon nie anders als gut und nie übel reden, und von diesem Lehrsatz alles unterdrücken, was er der Güte Gottes widersprechendes enthielte. Da indessen der Lehrsatz von einem andern Leben nothwendig aus zween unzertrennbaren Gesichtspunkten betrachtet werden muß, so verbarg man dem gemeinen Mann den guten, und unterdrückte den schlimmen gänzlich, den man doch nur hätte verbessern müssen. Nach Art des Pöbels eine Hölle glauben, war so viel, als gar nicht daran glauben. Daher spottete Plutarch, der ein zukünftiges Leben glaubte, über die Hölle der Dichter.

Diodor von Sicilien und Cicero erklären uns diese Widersprüche selbst. Die Griechen, sagt iener, haben den Lehrsatz von einem andern Leben mit so viel Fabeln vermischt, daß sie ihm seine ganze Stärke benommen haben. Dieser sagt, die gewöhnlichen, das heißt, die dichterischen Beschrei-

bun-

bungen, die man von der Hölle machte, wären so einfältig und so lächerlich, daß nur Kinder und alte Weiber dadurch in Furcht gesetzt werden könnten.

Wie Paulus von dem zukünftigen Gericht und von der Auferstehung redete, erschrack Felix und glaubte, der Apostel rase. Da Paulus auch die Auferstehung vor einem hohen Gerichte predigte, so spotteten einige darüber, und andere verschoben es bis auf ein ander mahl, ihn darüber zu hören. Plinius beweiset, daß die Alten die Auferstehung für einen unvernünstigen Lehrsatz ansahen.

Die Unwissenheit und die Gleichgültigkeit des grossen Haufens war also in diesem Stück so beschaffen, daß er denienigen für einen Rasenden oder Gottlosen angesehen hätte, welcher ihm das wahre Geheimniß der Mysterien hätte entdecken wollen. Er ließ seine Religion darin bestehen, daß er sie nicht kannte. Daher die Aeusserung eines Redenden in den Gesprächen des Plato: „Wir „halten es nicht für fromm, die Natur des „höchsten Wesens und der Welt zu unter„suchen, oder die Natur der Dinge genau zu „erforschen.„ Die gemeine und herrschende Meinung war, nach dem Tode höre alles auf. Man sieht dies aus vielen Stellen

des

des Seneka, der nach den Begriffen des Volks redet *.

Dies ist ohne Zweifel der Knoten des Rätzels. Das Volk sowohl als die in den Mysterien Eingeweiheten kannten ein künftiges Leben oder einen andern Zustand nach dem Tode. Allein die fabelhaften und widersprechenden Schilderungen, die man von diesem Zustand gemacht hat, verursachten, daß das Volk lange Zeit nicht mehr daran glaubte. Was es davon wußte, kam ihm kindisch vor. Die Eingeweiheten hingegen glaubten es beständig, weil sie reinere und vernünftigere Begriffe davon hatten.

Da die Völker durch ihre erste Grundsätze dahin geleitet worden sind, ein anderes Leben zu glauben, so scheint es sehr seltsam, daß man sich bemühet hat, sie in einem Irthum

* Dies alles zeigt deutlich an, daß die abgeschmackten, kindischen und widersprechenden Fabeln, die man mit dem Lehrsatz von einem künftigen Leben vermischt hatte, den dummsten Pöbel nöthigten, die Beschreibungen, die man ihm vom Tartarus gemacht hatte, zu verwerfen; daß aber der Glaube eines neuen Lebens nach dem Tode nie ganz verdrängt worden ist, weil ihn würklich nichts vertilgen kann.

Anmerk. d. Herausg.

thum zu lassen, darin die Fabeln sie gestürzt hatten, und daß man so lange verabsäumt hat, ihre Vorstellungen zu berichtigen. Warum hat die Obrigkeit in Verbindung mit der Religion dem gemeinen Mann so viel Jahrhunderte hindurch so nützliche und so wissenswerthe Wahrheiten verborgen? Wir wollen es untersuchen, welches wohl der Grund dieses Betragens seyn konnte? Geschahe es aus Haß gegen die Religion? Geschahe es in der Absicht, auf ihren Trümmern den Naturalismus oder die Vielgötterey zu bauen? Dies kann man sich gar nicht denken, weil die Eingeweiheten, wie gezeigt worden ist, sehr religiöse Menschen waren, welche die Irthümer des Volks verabscheueten, und Verachtung gegen die Verblendung desselben bezeigten. Geschahe es aus einem eifersüchtigen Ehrgeitz, der die Wahrheit ausschliessungsweise besitzen wollte? War das Stillschweigen blos eine Würkung ienes geheimnißvollen Geistes, der allen Alten gemein ist, und der so sehr nach ihrem Geschmack gewesen zu seyn scheint? Ich glaube nicht, daß uns diese Muthmassungen den Grund von der Verschwiegenheit der Mysterien angeben können. Die Wahrheit, die man in denselben aufbehielt, war zu groß und zu erhaben, als daß die Regierung solche eingeschränkte Absichten gehabt haben sollte; und

ohn-

ohngeachtet man es der Obrigkeit zum Verbrechen anrechnen könnte, so halte ich den Gedanken doch für ungerecht, daß ihre Absicht im Anfang nicht der Nutzen des menschlichen Geschlechts und das Wohl der Gesellschaft gewesen seyn sollte. Es kommt also darauf an zu wissen, welches ihre Absichten seyn konnten, und wie es mit ihrer Weisheit vereinigt werden konnte, daß eine sonst so kluge und vernünftige Gesetzgebung eine so befremdende Wendung hat nehmen lassen.

§. 8.

Anmerkung des Herausgebers.

Wir haben hier die Meinungen zweier berühmten Schriftsteller über den Gegenstand und den Zweck der Mysterien des Alterthums angeführt. Die Pflicht des Lesers ist nun, einige besondere Umstände, worin diese Schriftsteller von einander abgehen, zu vergleichen, und darüber zu entscheiden. Der zweete scheint die Sache gründlicher untersucht und eine ausgebreitetere Gelehrsamkeit gezeigt zu haben. Auf das hier eingerückte Kapitel folgt ein anderes, wo er endlich erklärt, welches der Zweck der geheimen gottesdienstlichen Gebräuche des Heidenthums gewesen seyn, und was man für Gründe

gehabt haben mögte, dem Volke nichts davon bekannt zu machen. Es wäre überflüssig, das ganze Stück hier einzurücken; wir wollen daher einen kurzen mit Genauigkeit abgefaßten Abriß davon geben.

Der Verfasser behauptet, daß die Mysterien der Alten zween Endzwecke hatten, erstlich, den Eingeweiheten die Lehre von einem andern Leben, von der Unsterblichkeit der Sele, von den Belohnungen und Strafen, welche nach dem Tode auf den Menschen warten, zu offenbahren und sie zweitens von der Natur der Welt und ihrem künftigen Schicksal zu unterrichten, oder das Andenken der grossen Veränderung zu erhalten, welche durch die Sündfluth verursacht worden ist, und den bevorstehenden Untergang der Welt einzuschärfen, welche die Heiden bei iedem neuen moralischen oder physikalischen Phänomen, dessen Zeugen sie waren, befürchteten.

Der berühmte Warburton, sagt er, hat, so wie wir behauptet, „daß die wahre Absicht der Mysterien gewesen sey, den Eingeweiheten die Lehre von einem zukünftigen Leben, von der Unsterblichkeit der Sele und von den Belohnungen und Bestrafungen eines andern Lebens zu entdecken. Er sagt ferner: diese Mysterien hätten ausserdem noch die Absicht gehabt, den Irthum der Vielgötterey zu verbannen, und einen einigen Gott und

sein Wesen zu entdecken. Indessen beweiset das bisher angeführte entscheidend, daß man in denselben nicht so sehr die Natur der Götter als die Natur der Welt und ihr zukünftiges Schicksal kennen lernte."

Warum verbarg man dem Volke aber den Grund der Mysterien? Dies kam daher, weil man besorgte, es mögte diese Wahrheiten misbrauchen. „Wir können, sagt eben dieser Schriftsteller, aus einigen besondern Anekdoten, die sich viele Jahrhunderte nach der Einführung der Mysterien zugetragen haben, die Gefahr schliessen, welche die Lehren von einem künftigen Leben, die man gänzlich zu unterdrücken nicht gewagt, nach sich gezogen hatten. Nachdem dies unglückliche Geheimniß bekannt geworden war, richtete es Unruhe in den Gesellschaften an, und wurde denen schädlich, welche davon unterrichtet waren. Wie die Lehre von der Unsterblichkeit der Sele, die köstlichste für die ganze Menschheit, in den Werken des Plato ausgebreitet war, so wurde sie wegen der Schönheit dieses Lehrgebäudes begierig aufgenommen. Die Philosophen dachten darüber nach und breiteten es noch weiter aus. Was entstand aus dieser Entdeckung, deren besondere Beschaffenheit man nicht genau genug erklärt hatte, als zum Exempel den

Saß,

Satz, der verbietet, das Leben ohne Befehl des höchsten Wesens zu verlassen? Cleombrotes von Ambracien hatte kaum gehört, daß seine Sele unsterblich sey, so stieg er auf einen Thurm und stürzte sich herunter, um desto früher in den künftigen Zustand versetzt zu werden. Wie der Weltweise Hegesias zu Cyrene über eben diese Materie Unterricht gegeben hatte, so brachten sich seine Schüler ebenfalls um, damit sie von diesen unglücklichen und vergänglichen Leben befreiet werden, und in dasienige übergehen könnten, das ihnen ihr Lehrer versprochen hatte. Kurz diese erhabene Lehre wurde noch vor Ablauf eines Jahrhunderts in eine so allgemeine und gefährliche Krankheit verwandelt, daß Ptolomäus verboth, sie bekannt zu machen, weil er besorgte, der grosse Misbrauch derselben mögte seine Staaten entvölkern. Die Erneuerung dieser abscheulichen Auftritte befürchtete man ohne Zweifel von der Bekanntmachung eines Hauptlehrsatzes der alten Mysterien, den das Volk so übel verstand und aus dem es gefährliche Folgen herleitete.

Man besorgte, daß das Volk, das ganz niedergeschlagen war, und in iedem Augenblick erwartete, daß sich die Erde öfnen würde, diese Erde verfluchen, und sie nicht mehr würde bearbeiten wollen, weil es nicht wußte, ob es

erndten würde, was es gesäet. Man befürchtete, man mögte an den Männern und Gliedern seiner eignen Familien unglückliche Opfer sehen, die bestimmt wären, von den finstern Abgründen der sich öfnenden Erde verschlungen zu werden, alle Bande, alle Zufluchtsörter würden zerstört und folglich die ganze Gesellschaft zernichtet werden. Daher bewahrte man das Geheimniß der gottesdienstlichen Gebräuche nur für die Eingeweiheten, deren Selen man vorbereitete, diese grossen und schrecklichen Wahrheiten zu fassen.

Drittes Kapitel.

Meinungen der Heiden über die Naturerscheinungen.

§. 1.

Untersuchung der verschiedenen Ursachen des Schreckens, welches die Sonnenfinsternisse und andere Phänomene am Himmel den alten Völkern verursachten.

*Da wir uns iezt rühmen können, den Geist des Alterthums, und das Eigenthümliche seiner meisten Feste und Gebräuche

* *L' Antiquité deovilée.*

che zu kennen, so wird es uns nicht schweer seyn, die Ursach des Schreckens zu finden, womit alle Völker beim Anblick der Sonnenfinsternisse, der Kometen, der Luftzeichen, kurz aller ausserordentlichen Erscheinungen befallen wurden. Muß man die Ursach dieser Furcht blos in der Unwissenheit, worin die Alten in Ansehung der natürlichen Ursachen dieser Begebenheiten waren, oder in der Erinnerung und in den tiefen Eindrücken suchen, welche die Erscheinungen, die in ganz alten Zeiten mit den unglücklichen Begebenheiten der Welt verbunden gewesen waren, in dem Herzen der Menschen zurück gelassen hatten? Man kann nicht daran zweifeln, daß eine oder die andere von diesen beiden Ursachen dazu beigetragen hat, die Völker zittern zu machen. Je unaufgeklärter ein Mensch ist, desto geneigter ist er zur Furcht. Indessen muß man besonders auf die letzte Ursach Rücksicht nehmen, wenn man die oft lächerlichen und wunderlichen Gebräuche erklären will, welche die in Bestürzung gerathenen Völker bey solchen Gelegenheiten beobachteten.

Die Lehre der etruscischen Priester, welche unter allen alten Religionen allein den Untergang der Welt lehrte, bestand darin, daß dem Ende der Welt ausserordentliche Erscheinungen am Himmel und auf der Erde vorher-

gehen würden. Dies ist der Grund des Schreckens, das sich bey allen Völkern äusserte, sobald sie Erscheinungen sahen, die sie Himmelszeichen nannten. Indessen ist dies nur eine Nebenursach. Es war nicht der vornehmste Grund des Schreckens bey den ersten Menschen. Mit der Zeit fieng man erst an, in die Zukunft zu sehen, und damals sahe man nichts, als was man in der vergangenen Zeit schon gesehen hatte. In den ersten Zeiten wurden die Menschen durch die Luftzeichen, Dunkelheiten und Sonnenfinsternisse deswegen in Schrecken gesetzt, weil dieselben sie an die alten Zerstörungen der Natur erinnerten. Diese Zurückerinnerung ist hernach eine Ahndung geworden, welche selbst diejenigen Völker in Furcht gesetzt hat, bey denen das Andenken an die verflossenen Zeiten gänzlich verschwunden war.

Die Gründe, welche uns die Alten von ihren Gebräuchen und von ihrer Furcht zur Zeit einer Sonnenfinsterniß angegeben haben, können für uns von keinem Gewicht seyn, denn sie stellen uns keine bestimmte Ursach dar. Man muß nach den Nordländern und nach Amerika gehen, wenn man sich überzeugen will, daß die Veränderungen, die sich ehedem auf der Erde zugetragen, und die künftigen Zerstörungen der Welt, die wahre Ursach jenes Schreckens gewesen. Man siehet

het in der sechsten Fabel der Edda, daß die Sonnenfinsternisse durch einen Wolf verursacht werden, der die Sonne und den Mond beständig verfolgt. Dieser Wolf erreicht sie zuweilen, und dann verdunkelt er sie, allein die beiden Sternen entwischen ihn wieder. Indessen lehrte sie die Mythologie der Skandinavier, daß diese Sternen früh oder spät doch der Raub dieses Feindes werden würden — Der Wolf würde sich derselben gänzlich und ohne Rettung für die Menschen bemächtigen, sie zerreissen und alsdann das Heer Gottes in dem Blute baden, und endlich würde die Welt zerstört und wieder neu gebildet werden.

Werfen wir unsere Blicke auf Amerika, so sehen wir bey einer Sonnenfinsterniß ganz Peru in Bewegung. Das Volk erhebt alsdann ein jämmerliches Geschrey. Man hört nichts als Trauergesänge, die mit einem schrecklichen Getöse von Trompeten, Waldhörnern und Trommeln begleitet werden. Mit Peitschenschlägen zwingt man sogar die Hunde zum Bellen. Die allgemeine Meinung gehet dahin, daß das Ende der Welt erfolgen werde, und daß die Sonnenfinsternisse diese Begebenheit ankündigen. Die Lehre von dem Ende der Welt hat bey den Peruvianern eine so starke Würkung gehabt, daß die

die Grossen bey ihrer Einbildung, es würden viel unfruchtbare Jahre vor der Zerstörung der Welt durch Feuer vorhergehen, stets weitläuftige Magazine unterhielten, um zur Zeit der Dürre Unterhalt zu haben. Sobald die Sonnenfinsterniß vorbey war, überließ sich iedermann der ausgelassensten Freude.

Man bemerkte auch bey den Bewohnern der Insel Celebes eine Furcht, die aus der Erwartung der Zerstörung der Welt entstand. Eine fortgepflanzte Sage erinnert diese Völker, daß die ehemaligen traurigen Veränderungen der Natur durch den Streit der Sonne und des Mondes veranlaßt worden wären. Die Sonnenfinsternisse lassen sie daher einen ähnlichen Streit mit seinen traurigen Folgen fürchten. Sogar an den Tagen, wo keine Sonnenfinsternisse erfolgen können, wann die Sonne nur in dem Augenblick, da man beim Aufstehen Gebete an sie richtet, durch einiges Gewölk verdunkelt wird, hält man sie für erzürnt, und die bestürzten Insulaner gehen sogleich in ihr Haus, um ihre übrigen Götzen anzurufen.

Man könnte muthmassen, die alten Aegyptier hätten dieselben Vorstellungen von den Sonnenfinsternissen gehabt, und sie als Vorläufer des Untergangs der Welt angesehen. In der That hatte man auch den

Typhon,

Typhon, der ehedem so viel Unglück gestiftet hatte, und der einst wiederkommen sollte, um neues anzurichten, für die Ursach der Sonnenfinsternisse angesehen. Da aber dem grossen Haufen nicht alle Lehren der ägyptischen Theologie bekannt waren, so wußte wohl das Volk in Aegypten, so wie seine Zeitgenossen, die wahre Ursach seiner Furcht nicht. Ueberhaupt äusserten die Alten bey den Sonnenfinsternissen eine gewisse Furcht, wie dies Plinius * von den Griechen und Römern behauptet, ohne zu wissen warum. Sie glaubten, es werde ihnen ein grosses Unglück angedrohet, indessen glaubte man nicht, daß dies Unglück die ganze Welt betreffen würde. Man dachte, die Sonnenfinsternisse kündigten den Tod der Könige oder Grossen, Krankheiten, Kriege und besonders Elend vorher an. Man dachte aber nicht an die Zerstörung der Welt, noch an eine Erneuerung des Streits der Riesen und des alten Chaos. Das Unglück, das man fürchtete, betraf nur einen Regenten besonders, oder eine Stadt, oder ein Reich, und man glaubte sogar, daß die Sonnenfinsternisse nur durch eine Frevelthat, oder durch Zaubermittel veranlaßt werden könnten.

* *Hist. nat. lib. II. cap. 12.*

Indessen zeigten doch die Gebräuche, die man dabey beobachtete, ohne ihre Ursachen zu kennen, deutlich an, daß diese Furcht einen viel allgemeinern Grund haben müsse, der im Anfange bekannt gewesen sey. Das Volk lief in voller Bestürzung auf den Strassen und öffentlichen Plätzen umher, hatte Becken oder Kessel von Erzt, Glocken, und Trompeten und wollte dem streitenden Mond zu Hülfe eilen. Mit diesen Instrumenten machte man ein sehr starkes Geräusch, wovon man den Grund nicht angeben konnte, und sagte, daß diese Anstalten die Absicht hätten, den Feind der Welt zu erschrecken und zu bekämpfen, welches auch an den Bacchanalien und Orgien geschahe, ohne das man wußte, warum. Plutarch sagte, es geschehe, um die Natur in Bewegung zu setzen. Zuletzt schrie und heulte man, man lief hin und her, wie an den Festen der Ceres, mit Lichtern und Fackeln. Einige hielten ihre Häuser wie an Tagen des Teaurens und der Betrübniß verschlossen. Kurz, iederman blieb drey Tage, ohne das geringste vorzunehmen, um zu sehen, ob dieser Stern nicht einige Veränderung erlitten habe. Wenn alles wieder in die gewohnte Ordnung gekommen war, so brachte man zum Beschluß Opfer.

§. 2.

§. 2.

Gebräuche der Wilden, der Indianer und der Moguln bey diesen Gelegenheiten.

Die Gebräuche der Wilden können uns die Gebräuche der Alten erklären, da sie viel übereinstimmendes mit einander haben. Bey Sonnenfinsternissen schiessen die Lappen gen Himmel. Die Einwohner von Paraguay schiessen Pfeile ab, und schreien auf die schrecklichste Art, so lange die Finsterniß dauert. Andere amerikanische Völker schreien nicht nur auf das kläglichste, sondern tanzen auch und hören nicht eher auf, als bis die Finsterniß vorbey ist. Bey den Canadiern und Huronen trift man dieselben Gebräuche an, und keine Gebräuche erinnern mehr an die Gebräuche bey den Bacchanalien und den Festen der Ceres und Isis, als diese. In Neu-Andalusien ist der Tag einer Sonnen- oder Mondfinsterniß ein Fasttag. Die Weiber reissen sich die Haare aus, und zerritzen sich das Gesicht. Sie glauben, daß der Mond alsdann von der Sonne verwundet worden ist. Fast eben so verhält es sich bey vielen afrikanischen Völkern, die glauben, daß ihnen an den Tagen einer Sonnen- oder Mond-

finster-

finsterniß eine ihnen unbekannte Gefahr gedrohet werde,

Die Götzendiener zu Hindostan haben noch auffallendere Gebräuche. Sobald die Sonnenfinsterniß anfängt, so zerschmeissen sie alle irdene Gefässe, die sie in ihrem Hauswesen brauchen, welches ein grosses Geräusch verursacht. Wenn dies Geräusch auch dem bey andern Völkern durch kriegerische Instrumente verursachten gleich ist, so glaube ich doch, daß ihre Gründe verschieden sind. Die Indianer zerschmeissen vielleicht ihre Geräthschaften, weil sie den Untergang der Welt erwarten. In diesem Falle wären sie den Mexikanern ähnlich, welche am Ende iedes Jahrhunderts dasselbe thun. Auf diese Weise muß man sich auch die ähnliche Gewohnheit bey den Moguln erklären, unter welchen iedermann glaubt, am Tage einer Sonnenfinsterniß sey die ganze Natur in Gefahr. Wahrscheinlich rührte das Geräusch, das die Alten auf unserer Halbkugel mit ihren Geräthschaften, ohne sie zu zerbrechen, machten, aus eben der Ursach her. Allein, ihre gute Wirthschaft hatte die Folgen weniger nachtheilig gemacht.

Die übrigen Gebräuche der mogulschen Götzendiener bey dieser Gelegenheit lassen sich mit der unbekannten Ursach vollkommen vereinigen. Bey ihnen werden drey Tage vor

einer Sonnenfinsterniß zu Reinigungen, Bußübungen und Allmosengeben angewendet. Man kommt von allen Orten zusammen, um sich in den Ganges und in die übrigen Flüsse des Landes zu stürzen, deren Wasser für heilig gehalten wird. Man bleibt so lange in denselben, als die Finsterniß dauert, man betet und macht verschiedene Zeichen, welche sowohl ihre Unruhe als ihre Andacht ausdrücken. Hierauf bekleidet man sich mit ganz neuen Kleidern und giebt die alten den Armen. Alle diese Gebräuche stellen einen völligen Ablas vor, der alle begangene Sünden abwäscht, und den Menschen, wie die Natur, erneuert. Man siehet also hieraus, daß alle diese verschiedenen Gebräuche die Religion zum Grunde haben. Auch die Mohamedaner, die Malabaren und viel andere Völker sind nach ihren Gesetzen oder Gebräuchen verbunden, hauptsächlich an den Tagen der Sonnenfinsterniß zu beten und sich zu reinigen, weil diese Tage als gerechte und strenge Tage angesehen werden.

§. 3.

Gebräuche der Tunquinesen, Chinesen und Römer.

Bey den Tunquinesen läutet man an den Tagen einer Sonnenfinsterniß die Glocken,

schlägt

schlägt die Trommel, und der Kaiser stellet alle seine Soldaten unters Gewehr, um den streitenden Sternen zu Hülfe zu kommen. Die Einwohner der Insel Ternate bilden sich ein, daß bey den Sonnen- und Mondfinsternissen der König oder einer von seinen Nachbaren mit dem Tode bedrohet werde. Daher lassen sie ein schreckliches Geheule hören. Wenn keiner von den Unglücksfällen, die man besorgt hatte, erfolgt, so stellt man nach der Finsterniß ein grosses Fest, und eine Procession an, bey welcher ein junger Mensch in königlicher Tracht geführt, und von einem zahlreichen und sehr prächtigen Hofstaat begleitet wird.

In den ältesten Zeiten der chinesischen Monarchie sahe man die Sonnenfinsternisse für Warnungen des Himmels an. „Die „Sonne hat sich verfinstert, sagte der Kaiser „Ven-ti; Welche Warnung ist das nicht „für mich! So unsichtbar das höchste We„sen ist, so ist es doch nahe. Man muß in „seinem Dienst nicht nachlassen.„ Dieser Monarch verlangte daher, daß man ihn bey dieser Gelegenheit seine Fehler entdecken sollte. Obgleich die Chineser von den Ursachen der Sonnenfinsternisse sehr gut unterrichtet sind, so beobachten sie doch die Gewohnheiten der andern Völker. Ueberall haben Aberglaube und Furcht die Oberhand

über

über die Vernunft. Diese Gebräuche sind sogar bey ihnen feierlicher als an allen andern Orten. Die astronomische Akademie überreicht dem Kaiser die Berechnung der Finsterniß viele Monate vorher, ehe sie erfolgt, und schickt sie auch in dem ganzen Reiche herum. Am Tage der Finsterniß läßt diese Akademie eine Nachricht von der Beschaffenheit und Dauer derselben anschlagen. Die Gelehrten aus allen Ständen erhalten den Befehl, sich nach dem Hof der Akademie zu begeben. Sobald die Finsterniß anfängt, fallen sie auf die Kniee, berühren die Erde mit der Stirne und in dem Augenblick hört man in der ganzen Stadt ein schreckliches Getöse von Paucken und Trometen. Solche Hochachtung beweisen die Chineser gegen die nichtsbedeutendesten Gebräuche. Diese Cerimonie geschiehet in der Hauptstadt und im ganzen Reiche zugleich. Kurz, eine Sonnenfinsterniß ist in China eine Staatsangelegenheit.

Diese Gebräuche, welche einer solchen Erscheinung ein so wichtiges Ansehen geben, machen sie indessen durch ihre Folgen und durch die Vorurtheile des Volks zuweilen sehr gefährlich. Die Chineser haben ein Buch, das sie Chen-chu nennen. Dieses Buch frägt die astronomische Akademie bey

sich

sich ereignenden Finsternissen und andern Phänomenen um Rath, um zu erfahren, was der Himmel verlange. Bisweilen befiehlt dies Buch, ihren Regenten vom Thron zu stürzen. Bisweilen legt es ihm auf, sich zu bessern und seine Verfahrungsart zu ändern. Bald schreibt es eine allgemeine oder besondere Veränderung in der Regierung vor. Das Vorurtheil, als ob eine Finsterniß Uebel ankündige, bringt also oft würkliche Uebel hervor. Man findet, daß die chinesischen Astronomen einmal einem Kaiser darüber Glück wünschten, daß die Finsterniß, die sie vorhergesagt hatten, nicht erfolgte. Sie sagten ihm, daß der Himmel ihn vor diesem Unglück hätte bewahren wollen.

Die Politik der Römer in Ansehung der sibyllinischen Bücher war klüger als die Politik der Chineser in Ansehung des Chenchu. Dies Buch kann und hat auch anfänglich kein anderes seyn sollen, als ein prophetisches Buch, so wie die sibyllinischen, worin die Zerstöhrung und neue Bildung der Welt durch Himmelszeichen angekündigt wurde, und nach und nach haben sich die Veränderungen, welche dies chinesische Buch ankündigte, wie im Occident, in Staatsveränderungen verwandelt, und sind für das Volk und die Beherrscher sehr unglücklich ausgefallen.

So

So muß man die sich oft widersprechende Begriffe erklären, die man bey eben denselben Gebräuchen und Meinungen antrift. Bald sollen die Finsternisse den Tod eines Regenten und den Untergang eines Reichs, bald die Geburth eines Helden und die Errichtung eines Staats verkündigen. Woher diese Meinungen? Gewiß daher, weil bey ieder prophetischen Verkündigung auf die Zerstöhrung der Welt nichts so nahe folgt, als die neue Bildung derselben. Dies sind zwo unzertrennliche Begebenheiten. Dies war das allgemeine System der Alten und der Grund, warum einerley Zeichen zuweilen glückliche und unglückliche Begebenheiten ankündigten, worüber man sich bey dem einen Volke freuete, wenn man sich bey einem andern darüber betrübte. Es hieng gemeiniglich von dem Gesichtspunkt ab, aus dem man sich gewöhnt hatte, diese Zeichen anzusehen. Betrachtete man sie mit Hinsicht auf Religion, so hat man sich zuweilen darüber freuen können, weil auf die vorhergesagten Uebel ein viel glücklicheres Leben, kurz ein goldenes Zeitalter folgen sollte. Indessen muß man gestehen, daß eine ganz sinnliche Furcht oft über diese schmeichelhafte Erwartung die Oberhand erhielt. Man sieht mehr Völker durch die himmlischen Zeichen bestürzt und unglücklich gemacht, als zur Freude gestimmt, ausser

bey fanatischen Völkern oder Sekten, deren grosse Freude, wie bekannt ist, zuletzt immer gefährliche Folgen hat.

Wie dies nun aber auch immer beschaffen seyn mag, so ist doch gewiß, daß man auf diesen Grund die Tradition oder vielmehr Fabel zurückführen muß, welche die Römer von den drey Sonnenfinsternissen hatten, davon eine des Romulus Gebuhrt begleitet, die andere seinen Tod verkündigt, und die dritte bey der Gründung Roms sich gezeigt hatte*. Man muß diese Finsternisse zu den astronomischen Muthmassungen oder den übrigen vor-

* *Dionys. Halicarn. lib.* 1. *cap.* 17. *& lib.* 2. *cap.* 14. *Plutarch. de fortuna Romanorum, Voss. lib.* 2. *cap.* 20. Die Römer hatten ein Fest, *populi fugiant* genannt, an welchem sie die Wegsetzung des Romulus feierten und das den siebenten Julius einfiel. Man brachte ausser der Stadt an einem Morast Opfer, schrie, rief sich unter einander mit Namen und ahmte die Furcht des Volks nach, das an diesem Tage die Flucht nahm. Man bewirthete die römischen Damen unter grünen Lauben. Die Mädgen nahmen an diesem Feste Theil, und stellten sich, als ob sie unter einander in Streit wären. Dies Fest gleichet dem Fest zu Delphos zum Andenken der umge-

vorgeblichen Erscheinungen zählen, welche die chinesischen Geschichtschreiber bey der Veränderung ihrer Dynastien am Himmel zu sehen geglaubt haben. Bey manchen Völkern hat der Grund dieser Lügen in der Vorstellung gelegen, daß auf der Erde Veränderungen vorgehen müßten, sobald sich dergleichen am Himmel zeigten. Dies hat die alten Schriftsteller verführt, von Veränderungen am Himmel zu reden, wenn auf der Erde Staatsveränderungen vorgefallen waren.

§. 4.

Politische Begebenheiten, welche durch die allgemeine Meinung der Heiden von der Verfinsterung und dem Leuchten des Mondes veranlaßt worden sind.

Das Nachtheilige dieser Meinung zeigte sich oft bey den alten Völkern, obgleich die wahre Ursach ihrer Furcht dadurch nicht zu erkennen gegeben wurde. Nachdem die Lydier

 und

umgebrachten pythischen Schlange, dem Lauberhüttenfest, kurz den Saturnalien, Bacchanalien und andern im Vorhergehenden schon genannten Festen. *Plutarch. in Romul.*

Anm. d. Herausg.

und Meder viele Jahre Krieg geführt hatten, so wurden sie mitten in einer Schlacht durch eine Sonnenfinsterniß in Erstaunen gesetzt. Diese Erscheinung würkte bey beiden Partheien ein solches Schrecken, daß sie sich zurück zogen und sogleich Frieden machten. Wie Nicias sich in Bereitschaft setzte, sich zurück zu ziehen, weil viele Umstände ihn dazu nöthigten, so wurde er durch eine Mondfinsterniß daran gehindert. Die Wahrsager riethen ihm, seinen Marsch aufzuschieben und — durch dies Zögern wurde er geschlagen, gefangen genommen, und zum größten Nachtheil der Angelegenheiten der Athenienser, deren Macht in Sicilien aufgerieben wurde, umgebracht. Bey dieser Gelegenheit rief Plutarch aus: die Finsternisse des Aberglaubens wären mehr zu fürchten, als die Mondfinsternisse.

Ohne die List des Perikles versäumten die Athenienser ein nothwendiges Unternehmen wegen einer Sonnenfinsterniß, die in dem Augenblick erfolgte, da sie sich einschiffen wollten. Pelopidas hatte nicht viel Gewalt über die Herzen der Thebaner. Niemand wollte ihm bey einem solchen Umstande folgen. Dieser Befehlshaber sahe sich also genöthigt, sich blos mit drey hundert Mann aufzumachen, und kam in der Schlacht bey Cynocephalus unglücklicher weise ums Leben.

Die

Die Schwachheit des Nicias oder der Wahrsager, die ihn nöthigten, einen ganzen Monat verfliessen zu lassen, um an dem nächsten Mondschein zu sehen, ob dieser Stern gelitten habe, kann uns viele Gebräuche der Alten an den Tagen des Neu- und Vollmondes, auch wenn keine Finsterniß war, erklären. Da die Finsternisse blos an diesen Tagen erfolgen, so darf es nicht befremden, daß sie oft für traurige und unglückliche Tage gehalten wurden. Dieses Vorurtheil veranlaßte häufig eben dieselben Gebräuche, als an den Tagen der Finsterniß. Bey abnehmenden Monde war man darüber bekümmert, daß man nicht wußte, wann er wieder voll aufgehen würde. Wie soll man sich sonst den besondern Aberglauben der Lacedämonier erklären, daß sie nie eine Reise vorzunehmen wagten, ehe sie den Vollmond gesehen hatten? Es war bey ihnen ein Grundgesetz. Nachdem ihr dritter König, Eurotas, sie gezwungen hatte, sich vor dem Vollmond zu schlagen, so erlitte seine so mit Gewalt zur Schlacht geführte Armee, eine gänzliche Niederlage, und war ganz voll Verzweiflung. Da dieses Vorurtheil bey ihnen ein Gesetz geworden war, so weigerten sie sich hernach auch, gegen die Perser zu ziehen, und dem ehrenvollen Auftritt in den marathonischen Gefilden beizuwohnen,

weil sie drey Tage vor dem Vollmond hätten ausziehen müssen. Die Alten spotteten selbst über diesen Aberglauben, der die lacedämonischen Monde zum Sprichwort gemacht hat. Allein, war nicht selbst bey den Alten, die darüber spotteten, das Anrufen der Hekate auf den Kreutzwegen an den Tagen des Neumonden eingeführt? Eine Gewohnheit, die keinen andern Grund hatte, als die Beunruhigung wegen des Schicksals des Mondes.

In Strabo siehet man, daß sich iede Familie bey den Celtiberiern an den Tagen des Vollmondes versammlete, um an den Thüren der Häuser die ganze Nacht hindurch umher zu laufen und zu tanzen, und daß man den Gott, der keinen Namen hatte, oder das böse Grundwesen anrief. Dies war das Wesen, das die Alten mit den Namen Typho, Veiovis, Demogorgon und unbekannte Götter bezeichneten; weil sie ihre Namen nicht auszusprechen wagten, so wurden sie zuletzt vergessen. Die Caraiben hatten einen ähnlichen Tanz, aber nur an den Tagen einer Sonnenfinsterniß. Die Celtiberier konnten also bey diesem Gebrauch nur eine Ursach der Furcht haben. Dies beweist die Anrufung des unbekannten Gottes, die zu der Zeit geschahe. Man muß daher diese Gebräuche sowohl als die nächtlichen Versamm-

sammlungen der abergläubischen Frauens in den ersten Jahrhunderten, welche zu den Fabeln von den Hexen und ihren Festtagen Gelegenheit gegeben, aus dieser Unruhe wegen des Scheins des Mondes erklären. Allein, wir sind noch nicht bis zu den Gebräuchen gekommen, welche auf die Veränderung und Zurückkehrung der Zeiten einige Beziehung haben.

§. 5.
Vom Nutzen der Sonnenfinsternisse in Ansehung der Chronologie.

Wir wollen uns itzt wieder zu den ausserordentlichen Phänomenen wenden. Die Sonnenfinsternisse, welche durch die fortdaurende Furcht die alten Völker zu so vielen Ausschweifungen verleitet, und auf politische Begebenheiten vielen Einfluß gehabt haben, sind wenigstens mit dem Vortheil begleitet gewesen, daß sie zuweilen gewisse Zeiträume der Geschichte genau bestimmt haben. Da diese Erscheinungen den Menschen sehr wichtig waren, und nach dem thörichten Wahn derselben zu Veränderungen oder gewissen Begebenheiten im Staat Anlas gaben, so haben sich die Geschichtschreiber genöthigt gesehn, derselben Erwähnung zu thun. Die Sonnenfinsternisse aller Völker dienen zur Berichtigung der

Jahrbücher. Die Epochen unter den Griechen und Römern werden oft nach diesen Phänomenen bestimmt, und wenn wir so glücklich wären, die alten Annalen Aegyptens und Asiens zu besitzen, so hätten wir gewiß brauchbare Nachrichten, um die Zeitrechnung auf einen sicherern Fuß zu setzen. Man weiß, daß diese Völker so wie die Chineser in ihren Archiven alles aufzeichneten, was am Himmel und auf der Erde ausserordentliches vorgieng.

Dieser Punkt muß das Stillschweigen der Bücher der Juden über die Sonnenfinsternisse als etwas ganz ausserordentliches vorstellen, obgleich ihre Geschichte einen auf einander folgenden Zeitraum von vielen Jahrhunderten umfaßt. Wenn sie zwo oder drey von diesen Phänomenen in ihren alten Jahrbüchern aufgezeichnet hätten, so würden sie viel dazu beitragen, die kleinen Zwistigkeiten zu schlichten, welche alle unsere Chronologisten so sehr theilen. Allein unglücklicher Weise findet man das Wort Sonnenfinsterniß nicht einmal in ihrer Sprache. Man weiß daher nicht, was diese Erscheinungen für einen Eindruck auf sie machten, und was sie in dergleichen Fällen für Gebräuche hatten. Es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß sie gar keine von ihren Vorfahren oder von den benachbarten Völkern bekommen oder angenom-

genommen haben sollten, da sie die Gebräuche der letztern so gern nachahmten. Jeremias sagte indessen zu ihnen: Fürchtet euch nicht vor den Zeichen des Himmels, welche alle Nationen in Schrecken setzen. Wenn man dies nicht auf die Sonnenfinsternisse besonders anwenden kann, so scheint es wenigstens überhaupt anzuzeigen, daß die Hebräer ebenfalls in Furcht waren, wenn Phänomene am Himmel die übrigen Völker erschreckten. Das Stillschweigen ihrer ersten Gesetze über diesen Punkt scheint anzuzeigen, was wir an einem andern Ort schon bemerkt haben, daß ihre Absicht war, sie von allen traurigen und furchtbaren Gedanken abzuziehen. Einige Schriftsteller glaubten auch nur in den spätern Werken derselben die Denkart dieses Volks über die Sonnenfinsternisse zu bemerken. Sie haben daher gefunden, daß beym Ezechiel die Verfinsterung der Sonne und des Mondes als ein Zeichen des Todes des ägyptischen Königes angegeben worden ist. Joel führt dasselbe Phänomen als eine Vorbedeutung einer grossen Zerstörung und sogar als ein Zeichen vom Untergang der Welt an. Man muß sich mit der Anmerkung begnügen, daß diese Weissagungen anzuzeigen scheinen, bey den Ebräern seyn ähnliche Begriffe über die Sonnenfinsternisse vorhanden gewesen, wie bey andern Völkern. Ueber die

Gebräuche, die sie dabey beobachteten, kann man nichts gewisses sagen, weil uns weder ihre Geschichtschreiber, noch ihre mündliche Traditionen etwas davon melden. Ueberdem waren die Juden mit den Griechen und Römern darin in gleichem Fall, daß sie die natürliche Ursach dieser Phänomene nicht kannten. Sie sagten blos, daß die Gestirne ihr Licht nicht mehr von sich würfen, sobald es Gott ihnen verböthe, und daß sie es wieder leuchten liessen, sobald es ihnen Gott beföhle. Theologische und Religionsgründe können uns noch die Opfer und Gebete erklären, welche die Alten bey Gelegenheit der Sonnenfinsternisse und der Himmelszeichen brachten und verrichteten.

§. 6.
Gedanken der Alten von den Kometen, dem Donner und dem Regenbogen.

Es ist gewiß, daß die Erscheinung der Kometen bey den Alten die größten Unruhen veranlaßt hat. Von Homers Zeiten an waren die Kometen Vorbedeutungen von unangenehmen Begebenheiten und alle Dichter reden von denselben als von einem traurigen Phänomen, welches die Zerstörung ganzer Reiche verkündigte, und das man nie ohne Strafe sähe. Plinius erzählt, daß zu Typhons

phons Zeiten ein furchtbarer Komet erschienen sey, der das schreckliche Elend weissagte, womit dies Ungeheuer die Erde bedeckte.

Amerika giebt uns Beispiele von einem ähnlichen Schrecken. In Peru sagte Atabaliba vorher, es würde bald ein grosser Regent sterben, weil er einen Kometen gesehen hätte. Die Grausamkeit der Spanier bestätigte diesmal seine Vorhersagung durch seine eigne Person. In Neu-Andalusien verursachten die Kometen bey dem Volke die größte Furcht, und um dieselbe zu vertreiben, machte man eben das Geschrey und den Lärm, den man an andern Orten bey Gelegenheit der Sonnenfinsternisse erhob. Wenn in Corea ein Komet erscheint, so läßt der König dieses Landes die Wache an seinen Thüren verdoppeln, giebt seinen Truppen den Befehl, sich in Bereitschaft zu halten und seine Festungen besetzen, als ob er einen feindlichen Einfall befürchtete.

Die traurigen Gedanken, welche dies Phänomen veranlaßte, fanden indessen nicht immer statt. Zuweilen sahe man die Kometen als glückliche Zeichen an. Es war ein Komet, sagt man, welcher die Gebuhrt des Mithridates ankündigte, und zu erkennen gab, er würde einer der größten Feldherrn seiner Zeit werden. Freilich konnten diese Himmelszeichen den Untergang eines Reichs oder

den

den Tod eines Königs nicht anzeigen, ohne zugleich neue Könige und neue Reiche anzukündigen. Furcht und Hofnung hatten also einerley Quelle, und man siehet bey den Alten immer das Widersprechende, das in ihren Gebräuchen und Meinungen beständig hieraus entstand.

Dieienigen Erscheinungen, welche gewöhnlicher sind als die Sonnenfinsternisse und die Kometen, waren bey den Alten bald glückliche, bald unglückliche Vorbedeutungen. Die Etrusker hatten eine weit hergeholte Lehre über den Donner. Sie unterscheideten den Donner des Raths von dem Donner der Macht und der Strafe. Der erinnernde, bittende, bestätigende, helfende, freundschaftliche Donner war von ganz anderer Beschaffenheit als der betrügerische, Pest bringende, tödtende, drohende und königliche. Man sieht leicht, daß dies pomphafte Galimathias die Gelehrsamkeit der Priester furchtbar machen sollte. Allein, dies ist nicht der erste Grund des Schreckens, welchen der Donner verursachte. Die Priester konnten es nach ihrem Vortheil zuweilen unterhalten oder vermehren. Man muß ihnen indessen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß diese Irrthümer nicht von ihnen herrühren, und daß sie dieselben oft mit dem Volke zugleich gehabt haben. Wenn sie sagten, daß die

Himmelszeichen und Erscheinungen in der Luft überhaupt das Wiederkommen der verschiedenen Zeiträume verkündigten, so war ihnen diese Lehre, wie aus dem vorhergehenden sichtbar ist, nicht besonders eigen. Sie war allgemein und gründete sich auf die Erwartung des Endes der Welt, das durch eben die Phänomene vorher angezeigt würde, die ehedem bey der Zerstörung der Erde mitgewürkt hätten.

Bey den Bewohnern der Nordländer, den Scandinaviern oder Celten glaubte man, daß die Donnerschläge die Schläge einer Keile wären, die der Gott Thor auf die Riesen herabwürfe. Hiermit stimmt die Sprache der heutigen Perser überein, die sich einbilden, die Kometen wären Blitzstrahlen, welche die Engel in den obern Gegenden auf die Dämonen schleuderten, weil diese den Versuch machten, in den Himmel zu dringen. Meinungen, die sämtlich aus den allegorischen Gemählden der alten Revolutionen unserer Erdkugel entstanden sind! Bey iedem Donnerschlag sehen die Einwohner von Brasilien mit Zittern und Seufzen gen Himmel. Sie glauben, Agnian, oder der böse Geist drohe, sie zu zerschmettern. Sobald es in Circassien donnert, so verlassen die Einwohner ihre Wohnörter, und alle iunge Leute

fangen

fangen in Gegenwart der Alten an zu singen und zu tanzen. Wenn diese Tänze und Gesänge im Anfang nicht traurig oder kriegerisch gewesen sind, so muß man annehmen, die Freude dieser Völker gründe sich darauf, daß sie den Donner für eine glückliche Vorbedeutung hielten. Ein Gedanke, der der Meinung der Perser und vieler alten Völker entspricht, die glaubten, der Blitz mache das, was er treffe, heilig, weil das Feuer von den Magiern für ein Sinnbild der Gottheit gehalten wurde. Vielleicht sagt der Donner bey den Circaßiern, wie bey den Juden, die Ankunft eines grossen Monarchen vorher. Die leztern sollen würklich ihre Fenster öfnen, wenn es donnert. Diese Gewohnheit, sagt man, soll sich darauf gründen, daß dies stets blinde Volk, nachdem es den Messias verkannt hat, ihn noch erwartet, und zwar in der Person des höchsten Weltrichters, vor dessen Ankunft Luft- und Himmelszeichen vorhergehen werden. Bey eben diesen Circaßiern hält man auch dafür, daß ein vom Donner Erschlagener von Gott eine grosse Gunst erhalte. Schlägt der Donner blos in seinem Hause ein, so wird er und seine ganze Familie ein Jahr lang auf öffentliche Kosten erhalten.

Für die Juden war der Regenbogen nur ein Zeichen von künftigen glücklichen Begeben-

benheiten. Nach dem ersten Buch Mose zeigt er an, daß die Erde nicht mehr durch eine Ueberschwemmung verwüstet werden sollte. Bey allen andern Völkern wurde der Regenbogen im Gegentheil als eine Anzeige des Regens und stürmischen Wetters angesehen. Aus dieser Ursach hatte man ihn ohne Zweifel zu einem Diener der Juno, dieser streit- und eifersüchtigen Göttin gemacht, die durch ihren beständigen Zwist mit dem Jupiter den Sterblichen so viele Uebel zugefügt hatte. Man betrachtete daher die Iris als die Dienerin der Zwietracht. Philo sagt beym Eusebius, Iris sey ein Zeichen des ungestümen Wetters gewesen.

§. 7.

Ueber die Meinung von den unter den Namen Castor und Pollux bekannten Sternen und über die Begebenheiten, welche sie veranlaßt hat.

Die leuchtenden Sterne, welche um den Masten und dem Tackelwerk der Schiffe herumflattern, waren bey den Alten ebenfalls merkwürdige Zeichen. Sie hatten ihnen den Namen Dioscuriden gegeben, und sie unter den Namen Castor und Pollux personificirt. Sahe man beide Sterne, so sahe man es als ein

ein Zeichen des guten Wetters an. Erschien nur einer, so machte man sich auf ein nahes Ungewitter gefaßt. Die Meinung trift man noch bey den Neuern an. Der Gegenstand hat blos den Namen verändert.

Bey den alten nordischen Völkern zeigte der Regenbogen eine bevorstehende Niederlage der Götter an. Er sollte den Riesen zur Brücke dienen, die alsdann die Götter in ihrer Wohnung überfallen sollten. Unterdessen wurde der Zugang zu dieser Brücke von einem Gott, der sie in Brand gesteckt hatte, bewacht. Daher der rothe Streif, den man am Regenbogen bemerkt.

Man erblickt in den Meinungen der Alten über den Castor und Pollux einige unverständliche Winke einer eitlen und unbestimmten Erwartung. Man behauptete, daß diese Zwillinge abwechselnd lebten; wenn nemlich Pollux sein Leben verlöhre, so erhielte es Castor wieder, und wenn Pollux wieder in die Welt zurück käme, so träte Castor in das Reich der Todten ab. Diese Sage erhielt die Menschen in beständiger Erwartung des einen oder des andern dieser Helden. Man führte daher zu Rom alle Jahr zwey Pferde umher. Auf dem einen saß ein Ritter und das andere wurde mit Sattel und Zäumen völlig versehen, an der Hand geführt, gleichsam als ob man den Ritter aufsuchen wollte, der

dem-

demselben fehlte. Dieser wunderliche Gebrauch würde unerklärbar seyn, wenn nicht die Perser, die am Ende der Welt zween von ihren Propheten erwarteten, auch die Gewohnheit hätten, ihnen zwey Pferde bereit zu halten, und sie alle Freitage durch die Stadt führen zu lassen, an welchem Tage nach ihrer Religion das iüngste Gericht erfolgen soll. Es ist gut, wenn man alte Gewohnheiten durch neue erläutert, weil die Thorheiten der Neuern immer ihren Ursprung in einer Thorheit der Alten haben.

Diese leere Hofnung gab bey den Alten zu einigen mehr oder weniger ausserordentlichen oder gar traurigen Begebenheiten Gelegenheit, welche durch die vermeinten Erscheinungen dieser Chimären veranlaßt wurden. Man sahe den Castor und Pollux an der Spitze der Locrier streiten, um die Armee der Crotoniater zu besiegen. Die Messenier wußten sich auch diese Einbildungen zum Nachtheil der Lacedämonier zu Nutze zu machen. Sie wählten daher den Tag, an welchem die letztern das Fest dieser Göttersöhne feierten, und schickten zween iunge Menschen, die so wie diese Götter gekleidet waren, und den ihrigen ähnliche Pferde hatten, an den Ort ab, wo das Fest gefeiert wurde. Wie die Lacedämonier erstaunt und voll Freude über die Ankunft

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dieser Götter eilten, sich vor ihnen nieder zu werfen, so begaben sich unsere beiden Streiter mitten unter den grossen Haufen, und nachdem sie nach ihrem Gefallen ohne Gefahr um sich her gemordet hatten, so retteten sie sich bey denen, von welchen sie geschickt worden waren. Dieser Irrthum der Lacedämonier rührte aus eben der Ursach her, die den Juden so nachtheilig war, welche man von einer Menge Betrüger hat hintergangen gesehen, die sich dieses Volks Erwartung der Ankunft des Enoch, Elias und Messias zu Nutze zu machen wußten. Man hätte diese Betrüger eben so behandeln sollen, als man den Castor und Pollux bey den Molukken behandelt, d. h. man hätte sie mit Stockschlägen fortiagen sollen, weil dieser Lehrsatz und die Folgen desselben verursachen, daß man sie als Feinde des menschlichen Geschlechts ansehen muß.

§. 8.

Gedanken der Alten und besonders der Morgenländer über die Erdbeben und andere Erscheinungen der Natur.

Man sieht wohl ein, daß die Erdbeben die Menschen zu allen Zeiten haben in Schrecken setzen müssen. Man darf nicht zu den

ältesten Veränderungen der Erde zurück gehen, um den Ursprung dieser Furcht aufzusuchen. Ganz nahe Gründe haben den Menschen mit Schrecken erfüllen müssen, so oft er seine Wohnung erschüttert und sein Leben in Gefahr gesehen hat. Diese Begebenheiten bringen vielen Unglücklichen oft den Tod. Bey allen, welche die apokalyptischen Begriffe vom gänzlichen Untergange der Welt haben, sind die Erdbeben, so wie die Himmelszeichen, die Vorbothen dieser letzten schrecklichen Begebenheit. Sie sind in allen Prophezeiungen von dieser Art eben so angekündigt. In diesem traurigen Zeitpunkt muß sich also die Obrigkeit bemühen, die Folgen des Schreckens zu verhindern, und die Gesellschaft troz den Vorhersagungen der Schwärmer wieder zu vereinigen, die sich immer in Zeiten der Noth häufig finden, weil dann das Volk geneigt genug ist, sie anzuhören. Diese Schwärmer verursachen oft in den Gemüthern schädlichere Empörungen und Erschütterungen als die Erdbeben an den Orten, die sie beunruhigen, verursachen können.

Bey den Alten wurden die Erdbeben stets als unglückliche Zeichen angesehen. Wie die lacedämonische Armee einmal im Anfange eines Feldzugs eins an ihrem Standort verspürte, so lies man dieselbe sogleich aus einander

der gehen, und die Soldaten wurden in ihre Provinz zurück geschickt. In Rom ordneten die Priester bey dergleichen Fällen einige ausserordentliche Feste an. Man nennte aber den Namen des Gottes nicht, den man anrufen sollte, weil man befürchtete, daß die Gebethe nicht an den Gott gelangen mögten, der hier helfen könnte. Wenn man sich nun an dies Wesen wendete, so setzte man hinzu: es mögte ein Gott oder eine Göttin seyn: Si Deo, si Dea. Nach Plinii Bericht verspürte man zu Rom nie ein Erdbeben, ohne daß ein grosses Unglück für den Staat darauf erfolgte.

Eben die Bewandtniß hatte es mit den Stürmen, Ungewittern, Orkanen, und allen andern ungewöhnlichen Bewegungen in der Natur. Alle ausserordentliche Vorfälle in der Luft oder auf der Erde hatten eine gewisse Vorbedeutung. Selbst die sonderbaren Erscheinungen im Thierreiche waren Winke des Himmels. Ein Hund mit zween Köpfen, ein Hühnchen mit vier Füssen, ein Zwitter machten das ganze Volk aufrührisch und verhinderten oder verzögerten die größten Unternehmungen.

Die Thrazier stellten sich bey einem Ungewitter in Schlachtordnung und schossen Pfeile gen Himmel. Sie schrien mit lauter Stimme, sie hätten keinen andern Gott als

den

den Zamolxis, und verlangten auch keinen andern. Würden sie diese sonderbare Sprache geführt haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß die Stürme einen neuen Gott ankündigten, für den sie sich zu fürchten hätten? Was konnte dies anders für ein Gott seyn als der Richter und Zerstöhrer, den alle Nationen am Ende der Welt erwarteten und dessen Begleiter Stürme und Ungewitter seyn sollen? Dies wird uns die Antwort deutlich machen, welche die Wahrsager nach des Suetonius Erzählung über einige Phänomene geben, wie man sie um Rath gefragt hatte. Sie sagten, die Natur gehe damit um, dem römischen Volke einen König hervor zu bringen, und würde also den äussern Zustand des Staats verändern. Dies empörte den Geist der Republikaner, und blähete das Herz der Ehrgeitzigen auf.

Bey den alten Bretanniern und Celten kündigten die Stürme den Tod grosser Männer, Helden und Dämonen an, so wie im Gegentheil der Tod grosser Männer Stürme und andere Naturveränderungen veranlaßte. Was konnte aus solchen Vorstellungen anders entstehen als was man in einigen Gegenden der Tartarey gewahr wird, wo man den regierenden Oberherrn ab und

einen andern auf den Thron setzt, sobald ausserordentliche Unglücksfälle oder ein schädlicher Wind und Regen erfolgen? Hiermit hat die Gewohnheit zu Congo viel Aehnlichkeit, wo der Regent wegen der natürlichen Uebel, welche das Volk drücken, zur Verantwortung gezogen wird. Auch die Lacedämonier hatten einen sehr ähnlichen Gebrauch. Beim Ablauf einer ieden Periode von neun Jahren begaben sich die Ephoren des Nachts auf das freie Feld, um die Beschaffenheit des Himmels zu untersuchen. Wenn sie ein Zeichen, z. E. ein Irrlicht oder einen Irrstern gewahr wurden, so war dies eine Anzeige, daß der Himmel mit ihren Regenten nicht zufrieden war, der dann abgesetzt wurde.

Diese Folgen hatten die Himmelszeichen im Staat, da sie eigentlich nur in der Natur ihre Würkungen haben sollten. Die Furcht der Völker gründete sich blos auf die Erinnerung der Unglücksfälle in der vergangenen Zeit, welche anfangs die Ahndung bevorstehender Uebel veranlaßt hatte. Dies lehrt Horaz bey Gelegenheit einiger unangenehmen Begebenheiten sehr deutlich. Man befürchtete, die Zeit des Deucalions und der Pyrrha mögte wiederkommen, eine Zeit, wo die Welt durch so viel furchtbare Phänomene war verwüstet und in Schrecken gesetzt worden.

den. Wer wird nicht erstaunen, wenn er siehet, was für Veränderungen eine solche Furcht in der Natur hervorgebracht, und wie viel, für die Gesellschaft traurige, Begebenheiten sie in Monarchien und Republiken bewürkt hat?

In China wird allen Himmelszeichen und andern Erscheinungen eine üble Deutung gegeben. Sobald man eine Nebensonne erblickt, so sagt man, es würden zween Kaiser herrschen. Alle neue Erscheinungen am Himmel werden als Zeichen des himmlischen Zorns gegen den Regenten und seine Ministers angesehen. So wenig die Chineser auch misvergnügt über die Regierung sind, so siehet man doch alsdann nichts als satyrische Schriften, und höret nichts als aufrührische Gespräche. Man hat vielleicht einige Zeichen am Himmel gesehen. Allein man vergrössert sie, ieder beschreibt sie nach seiner Art und die Nation glaubt endlich, daß die Regierungsverfassung ein Ende nehmen werde, daß sich der Himmel selbst darüber erkläre. Der Enthusiasmus, der immer ansteckend ist, pflanzt sich denn immer weiter fort. Es entsteht endlich ein Aufruhr, der, wenn er nicht beigelegt wird, einem Strom gleich wird, welcher alles mit sich fortreißt. Man macht hier so wie an allen

Orten einen Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Zeichen. Die gegenseitigen Annäherungen der Planeten sind für einen Regenten eine gute Vorbedeutung. Wenn eine neue Regierung anfängt und es zeigt sich keine solche Stellung der Planeten, so erdichtet man eine. Und dann wünscht ein ieder dem Monarchen wegen dieser Gunst des Himmels Glück.

Die übrigen morgenländischen Völker hegen in Ansehung des Zusammenkommens der Planeten denselben Irrthum. Ihre Geschichtschreiber haben zwo dergleichen sehr merkwürdige Coniunctionen angeführt, die eine zur Zeit der Sündfluth, und die andere zur Zeit des feindlichen Einfalls des Gengiskan. Tamerlan hatte denselben Vorzug. Daher legt man ihm zuweilen den Titel Saheb-Keran bey, welches einen Herrn einer glücklichen Planetenverbindung bezeichnet. Wenn indessen diese Stellungen der Planeten für diese unwürdige Eroberer glücklich waren — welche Plagen brachten sie nicht über die Völker! Man hat daher diesen Regenten mit Recht dieselben Himmelszeichen beigelegt, als der Sündfluth, die alles zerstöhrt hat. Wenn man nun annimmt, das Zusammenkommen der Planeten sey ein glückliches Zeichen, so hat man noch nicht

bestimmt,

bestimmt; für wen? Beurtheilt man es nach dem Hauptlehrsatz, welcher den Grund dieser Begriffe enthält, so kann es nur für einen künftigen Regenten ein glückliches Zeichen seyn. Die gewaltthätigen Eroberer wissen sich auch gemeiniglich die Vorurtheile des Volks zur Vergrösserung ihres eignen Ansehens zu nutze zu machen. Wenn man diese Phänomene bey ieder Regierungsveränderung festgesetzt hat, so muß die Astronomie und Chronologie alsdenn ihre Ausrechnungen aufgeben, um sich nach den Behauptungen der Geschichtschreiber zu richten, und mit den Vorurtheilen des Volks zu vereinigen. Von solchen Völkern treue Jahrbücher fodern, das heißt, den Menschenverstand verleugnen — das heißt, die Thorheit der Völker und die Schmeicheley der Sternkundigen nicht kennen — das heißt, nicht wissen, daß das Ausschweifende des heiligen Nagels der Römer allen Völkern gemein gewesen sey. So sind also die Gründe beschaffen, worauf man uns Chronologien bauet.

Viertes Kapitel.

Von den Sibyllen und ihren Schriften.

§. 1.

Muthmassungen über die Sibyllen und ihre Bücher.

*Die sibyllinischen Bücher sind von allen Alten sehr in Ehren gehalten worden. Die Aufklärung, die einen beständigen, wenn gleich langsamen, Fortgang gehabt hat, hat diesen berühmten Büchern endlich ihr ganzes Ansehen genommen. Man siehet die sibyllinischen Bücher, welche die Alten gehabt, so wohl als dieienigen, die wir noch haben, blos als Schriften an, welche zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Beweggründen an die Stelle der Wahrheit sind vorgebracht worden, deren Verfasser die Absicht gehabt haben, andere oder sich selbst unter dem Schein der Religion, welche der Mensch zu allen Zeiten in Ehren gehalten hat, zu hintergehen.

Wir können hier vieler mühsamen Untersuchungen über die Sibyllen selbst, welche die Alten nicht einmal völlig gekannt haben, überhoben seyn. So viel man aus ihren Schriften ersehen kann, waren es Frauens, welche in der Welt umher liefen, auf ihnen vorgelegte Fragen, gleich den Orakeln, Antworten ertheilten, und künftige Dinge vorher sagten, welches man denn sorgfältig gesammlet hat. Die Alten sind weder in Ansehung ihrer Anzahl noch der Zeit, zu welcher sie gelebt, einerley Meinung gewesen. Zu des

Euri-

* *L'Antiquité devoilée.*

Euripides, Plato, Aristophanes und Aristoteles Zeiten wurden sie schon für sehr alt gehalten, und ausser sehr wenigen Personen dieser Zeiten, sahe die Regierung sowohl als das Volk ihre Orakelsprüche mit eben den Augen an als die Orakelsprüche des Orpheus, Musäus und Bacis. Die Alten, welche sie niemals gesehen und uns doch erzählt haben, einige von den Sibyllen wären tausend Jahr alt geworden, zeigen dadurch nur an, daß sie in das graueste Alterthum gesetzt werden müßten. Die Griechen erklärten das Wort Sibylle durch Rathschluß und Absicht Gottes und verstanden darunter von Gott begeisterte Personen. Sibylla war dasselbe Wort als Theobula und im äolischen Dialekt Siobula. Pausanias behauptet indessen, es sey ein afrikanisches Wort und in diesem Falle wäre die griechische Etymologie des Varro von keinem Gewicht. Man muß daher bekennen, daß man die Bedeutung des Worts Sibylle nicht wisse, welches vielleicht nichts anders als der Titel einer Sammlung Orakelsprüche und Weissagungen ist, die man personificirt und diesen Namen den Priesterinnen, welche sie in Verwahrung hatten, in den Zeiten, ehe die Geschichte anfängt, gegeben haben mag.

§. 2.

§. 2.

Geschichte der sibyllinischen Bücher zu Rom.

Die Sibyllen sind den Römern von den ersten Zeiten an bekannt gewesen. Einer Fabel zufolge sind ihre Bücher einem der Tarquine von einer unbekannten alten Frau, die sogleich wieder verschwand, gebracht worden. Dies beweißt nichts weiter, als daß die Römer den Ursprung derselben nicht kennen. Indessen wurden diese Bücher von Anfang an für das Heiligste gehalten, was die Römer hatten. Man ließ sie von den angesehensten Bürgern aufbewahren und bewachen, welchen hernach noch einige Staatsbediente beigesellet wurden. Diese Bewahrer der sibyllinischen Bücher bekleideten diese Ehrenstelle Zeitlebens. Sie genossen ansehnliche Freiheiten, und waren von allen Civil- und Militairbedienungen frey, doch lag ihnen ob, die Spiele in den Jubeliahren mit zu feiern. Ihr Amt war ein Amt des Friedens. Sie durften ohne Erlaubniß der Obrigkeit und ohne ihre Kollegen diese Bücher nicht lesen. Einer von ihnen wurde mit der Strafe der Vatermörder belegt, weil er sie einem Fremden gezeigt und mitgetheilt hatte. Mit dieser Strafe wurde iede Untreue gegen sie be-

bestraft.

straft. Dies ist ein Beweis von dem übertriebenen Aberglauben und der Klugheit der Römer.

Die sibyllinischen Bücher, welche in einem steinern Behältniß eingeschlossen und in einem Gewölbe des Tempels des Jupiter Capitolinus aufbewahret wurden, wurden nur hervorgeholt, wenn man sie in bedenklichen Umständen und in Verlegenheiten der Republik um Rath fragen wollte. Auf diese Art waren sie fünf oder sechs Jahrhunderte vorhanden. Allein, endlich verbrannten sie mit bey der Einäscherung des Kapitoliums, welche in den bürgerlichen Kriegen des Sylla und Marius erfolgte. Dieser Verlust gieng den Römern ungemein nahe, und da die Religion sie nothwendig gemacht hatte, so mußte man nach allen alten wegen ihrer Orakel berühmten Städten Gesandte schicken, um andere zu erhalten. Man reißte nach Samos, Ilion, Italien, Erithrea, Jonien, Grichenland, Sicilien und Afrika. Man brachte tausend Verse zurück, und nachdem man sie auf das genaueste untersucht, um die unwahrscheinlichen davon abzusondern, so hielt man diese Orakel von neuem sehr verborgen.

§. 3.
Ursachen, welche diese Orakel allgemein bekannt gemacht haben.

Diese zwote Sammlung kann mit keinem Recht den Ruhm der ersten haben. Wie viel neue Orakel hatte man nicht in fünf oder sechs Jahrhunderten unter dem Namen der sibyllinischen geschmiedet, die man sehr schweer von den alten unterscheiden konnte? Es entstand noch ein übler Umstand, der wichtige Folgen hatte. Diese an vielen Orten angestellte Untersuchung gab Gelegenheit, daß diese bisher unbekannten Bücher bekannt wurden. Die Verbrennung des Kapitoliums und die Mühe, die man sich gab, den Verlust, den dieser Vorfall zuwege brachte, zu ersetzen, reitzte die Neugierde und setzte den gemeinen Mann sowohl als die Obrigkeit in Bewegung, um diese Orakel wieder zu finden. Vielleicht wurden sie auch durch die Unvorsichtigkeit der Abgesandten des Magistrats ausgebreitet. Kurz, man hatte Abschriften und wahre oder falsche Fragmente von denselben. Die Welt wurde mit prophetischen Büchern dieser Art überschwemmt, die mit allem dem Guten oder Bösen angefüllt waren, was den Erfindern derselben in den Kopf gekommen war. Diese Schriften wurden hernach, wie Suetonius erzählt, der Grund

eitler Hofnungen und Schrecken, so daß Augustus ohngefähr vier und sechszig Jahr nach der erwähnten Aufsuchung als oberster Priester dreizehn Jahr vor der christlichen Zeitrechnung bey allen Privatleuten besondere Nachsuchungen thun lies, wo man zwey tausend Bände fand, die verbrandt wurden. Dieser Regent gieng in seiner Sorgfalt noch weiter, er lies die sibyllinischen Bücher von neuem scharf durchsehen, und nachdem er sie gesichtet und von den Schlacken geläutert hatte, bewahrte er diese dritte Ausgabe in zween vergoldeten Kasten, die er unter dem Grundstein der Statüe des Apollo Palatinus legte. Dies Verfahren der Obrigkeit konnte indessen nicht hindern, daß nicht noch von allen Orten her sibyllinische Orakel erschienen. Ueberdem haben auch die Dichter und Geschichtschreiber dieselben ohne die geringste Zurückhaltung angeführt. Dadurch wurden sie dem grossen Haufen eben so bekannt, als den Gelehrten.

Da der römische Rath nach der Einäscherung des Kapitoliums von allen den Orten, wo Orakel waren, neue sibyllinische Verse abholen lies, so muß man daraus schliessen, daß diese Orakel anfänglich das gewesen sind, was die Sibyllen damals waren. Ueberdem erzählt Pausanias, die Sibyllen hätten zu Delphos, Claros u. s. w. auf dem

Drei-

Dreifuß gesessen und göttliche Antworten ertheilt.

Tacitus sagt, daß Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung ein sibyllinisches Buch unterdrücken und bey allen, die dergleichen Bücher hatten, eine genaue Nachsuchung thun lies. Man verbrannte eine grosse Menge, und verordnete die strengsten Strafen wider diejenigen, die diese Bücher, welche die Regierung durchaus nicht für heilig und ehrwürdig erkennen wollte, zurück behalten würden. Eben dieser Kaiser wollte bey einer Ueberschwemmung die sibyllinischen Bücher nicht um Rath fragen lassen, weil dem Volke die Geheimnisse der Religion und der Regierung unbekannt bleiben sollten. Ohngeachtet dieser Vorsicht wurde die Sorgfalt der Obrigkeit unnütz. Die geschäftige Neugierde siegte stets darüber. Es schien sogar, als ob die Strenge der Gesetze sie nur noch mehr reitzte. Die sibyllinischen Orakel scheinen aus dem Schoos der Erde hervorzukommen, um sich der Welt zu zeigen. Die ganze heidnische Welt kannte sie, oder glaubte sie zu kennen.

Dem Uebel ihrer Bekanntwerdung war nicht mehr abzuhelfen. Die Kaiser verbothen das Lesen derselben immer von neuem. Indessen war es vergebens, und die Uebertreter gaben ihnen dadurch Gelegenheit an

die

die Hand, ihre Grausamkeit auszuüben. Sie suchten die Ausrottung der prophetischen Bücher aller Nationen, und eben dadurch vermehrten sich diese Bücher, weil das Volk unter grausamen und lasterhaften Regenten bey seinem gegenwärtigen Elend Trost in der Zukunft sucht. Die Schriften des Trismegistus und des Histaspes hatten mit den sibyllinischen ein gleiches Schicksal. Constantins Regierung war der Zeitraum, wo diese berühmten Schriften ihr Ansehen verlohren. Da das Exemplar von ihren Orakelsprüchen, das zu Rom im Tempel des Apollo aufbewahrt und stets für ächt gehalten wurde, im Jahr 405. verbrandt worden war, nachdem es sich daselbst fünf hundert und neunzehn Jahr befunden hatte, so wurden die vielen Abschriften, die man überall davon hatte, nicht mehr geachtet, gleichsam als ob diese Schriften nur wichtig gewesen wären, wie man sie schweer erhalten konnte und sie hatte verborgen halten wollen.

Die meistentheils traurigen und schrecklichen Vorstellungen, womit die sibyllinischen Weissagungen angefüllt waren, fanden unter den Heiden Gemüther, die sie gern aufnahmen. Die Erwartung von dem Untergang der Welt war unter ihnen eine fast allgemeine Meinung, welche die Philosophen und

Staatsbedienten selbst hegten. Hundert und neun und dreissig Jahr vor Christi Geburth vertrieb der Prätor alle Astrologen aus Rom und Italien, und gab ihnen zu ihrer Abreise nur zehen Tage Zeit, weil sie durch ihre Sterndeutereien die schwachen Köpfe verwirreten. Lukan tröstet den Cäsar, der seine in der pharsalischen Schlacht gebliebenen tapfern Soldaten nicht gehörig hatte zur Ruhe bestatten können, damit, daß das Feuer, welches die Welt zerstören würde, sie in Asche verwandeln, und die ganze Welt ihnen zum Scheiterhaufen und zur Urne dienen würde. Ovid tröstet die Kaiserin Livia wegen des Todes des Drusus mit der Vorstellung, daß alles vergänglich sey, und daß man schon verkündige, der Himmel, die Erde und das Meer würden vergehen. Seneka scheint diese traurige Begebenheit zum Lieblingsgegenstand seines Nachdenkens gemacht zu haben. Man bemerkt in seinen meisten Schriften einen finstern Ton, erblickt in denselben eine erhitzte Einbildungskraft, die sich blos mit grausenden Vorstellungen unterhält, und diese Beschäftigung mit Freude und mit einer wahren stoischen Standhaftigkeit fortsetzt. Das übertriebenste in seinen Schilderungen ist die Behauptung, daß alles bald erfolgen werde. Plutarch sagt, man habe sich einer allgemeinen Thorheit

zufolge zu seiner Zeit gern von dem Ende der Welt unterhalten, und iedermann suche den Zeitpunkt der Zerstöhrung der Welt in den Werken des Orpheus, des Hesiodus und Heraklitus auf. Lucian stellet in seinen Philosophen zu Enkan den Heraklitus als erschrocken bey der nahen Verbrennung der Welt vor, und sein Philopatris ist eine vollständige Schilderung der Thorheit seiner Zeit.

Die Philosophie war selbst nichts anders, als eine abergläubische Neugierde geworden, alles auffallende und ausserordentliche in der Natur zu wissen. Alles war Zauberey, Sterndeuterey und Vorhersagung. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Philosophen von den Kaisern so oft aus Rom vertrieben wurden, weil sie dieselben damals mit den Chaldäern, Zauberern und Sterndeutern in eine Klasse setzten, und eine gleiche Ungnade auf sie warfen. Nie hatte man die Naturerscheinungen sorgfältiger beobachtet. Die Kometen, Sonnenfinsternisse, Himmelszeichen, Erdbeben und Ueberschwemmungen weckten allerley traurige Gedanken in den vom Ende der Welt eingenommenen Gemüthern auf.

§. 4.

Ueber den Geist dieser Weissagungen.

Wir wollen uns itzt bemühen, das Eigenthümliche der alten Sibyllen aufzusuchen. Es wurde so wie ihre Nachrichten viele Jahrhunderte hindurch vor dem Volke verborgen gehalten, und die Regierung wachte darüber beständig. Wodurch konnten diese Orakel wohl gefährlich werden? Stellten denn ihre Gedichte schwarze Bilder und traurige Gegenstände der Unruhe und Trostlosigkeit dar? Es ist schon durch das Zeugniß aller Alten bekannt, daß die Bücher der Sibyllen Weissagungen waren, welche diese Frauenspersonen im Enthusiasmus und in der Anwandlung einer göttlichen Begeisterung aufgesetzt hatten. Ihr Inhalt war Kenntniß der Zukunft. Allein, von was für einer Zukunft handelten sie? Bezogen sie sich auf blos menschliche Vorfälle, als z. E. das Schicksal der Städte, das Glück der Unterthanen, das Verhängniß ganzer Reiche? oder giengen sie blos die natürliche Beschaffenheit der Welt und das menschliche Geschlecht überhaupt an? Betrafen sie die gänzliche Zerstöhrung aller Wesen? Wenn wir nur einige Blicke auf die alten Schriftsteller werfen wollen, so werden wir sehen,

daß die Wissenschaft der Sibyllen diese beiden Punkte zum Augenmerk haben mußte.

Es ist eine Sibylle, welche beym Virgil den Aeneas in das unterirrdische Reich führt, ihm den Tartarus zeigt, und in die elysäischen Felder überbringt. Sie sagt ihm, sie sey die Wächterin der Todespforte und habe von den Göttern gelernt, was den Lasterhaften für Strafen aufbehalten wären. Sie macht auch würklich eine lange fürchterliche Beschreibung von allen den Strafen, welche die Gottlosen leiden. Sie erinnert ihn an die Kriege und Grausamkeiten der Titanen, welche die Götter in den Abgrund gestürzt hätten. Sie rechnet ihm alle die Verbrechen her, welche an diesen fürchterlichen Ort führen. Wenn ich hundert Mäuler, hundert Zungen und eine eiserne Stimme hätte, so könnte ich doch nicht alle Verbrechen und alle Strafen nennen. Die Sibylle führt hierauf ihren Held in die elysäischen Felder, den Aufenthalt der Seligen. Sie zeigt ihm die Freuden, welche wenigen aufbehalten wären. Durch den Mund des Anchises entdeckt sie ihm die erhabensten Geheimnisse der Natur, den Ursprung der Selen und der Geister, ihr Schicksal, ihre Veränderungen, ihre Rückkehr zum Leben nach Ablauf einer Zeit von tausend Jahren. Zuletzt offenbart

sie ihm das Schicksal Roms, seine Kriege, Schlachten, seine Niederlagen und Siege und die ewige Dauer seiner Herrschaft. Aeneas siehet auch das Schicksal aller grossen Männer, welche Rom in seinen Mauern wird hervortreten sehen. Dies ist es, was der Dichter dem Augustus und seiner glorreichen Regierung mit einer Offenherzigkeit, die man nicht genug hat bewundern können, vorher sagen läßt. Er soll nach der Verkündigung des Dichters das goldene Zeitalter wieder erneuern, sein Reich soll ewig und ohne Gränzen seyn. Dieser Held ists, den die Götter den Römern so oft verheissen haben. Schon warten die Völker durch die Orakel, welche ihn ankündigen, in Furcht gesetzt, mit Zittern auf die Ankunft ihres Ueberwinders.

Ist nicht Virgil in diesen zwölf hundert Jahr zurück datirten Weissagungen gänzlich seiner Einbildungskraft gefolgt? oder hat er sich wenigstens nach der gewöhnlichen Rechnung der römischen Sibyllen seiner Zeit, d. i. ohngefähr zwey und zwanzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gerichtet? Sollte man hier weiter nichts, als eine blosse Würkung der Einbildungskraft des Dichters sehen, da man in allen vorhergehenden Zeiten der Republik glaubte, daß die sibyllinischen Bücher Roms Schicksal enthielten, da man

sie

sie blos aus dieser Ursach verborgen hielt und sie nur in der Absicht um Rath fragte, um sich über diesen Punkt Aufschlüsse zu verschaffen? Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß Virgil hierin blos einer alten bekannten Sage folgte.

Wir wollen itzt die Umstände untersuchen, in welchen man zu den sibyllinischen Büchern seine Zuflucht nahm. Wir wollen sehen, was die Römer von Erbauung ihrer Stadt an, bis zum Zeitalter Virgils für einen Gebrauch von den sibyllinischen Büchern machten. Dies wird vielleicht ein sicherer Mittel seyn, den Charakter dieser geheimnisvollen Bücher zu erkennen, als alle Nachrichten der Schriftsteller von denselben. Man fragte sie um Rath, wenn der Staat im Kriege einen wichtigen Nachtheil erlitten hatte, wenn man einen fremden Einfall befürchtete, wenn die Stadt durch Aufruhr beunruhigt oder durch bürgerliche Kriege zerrüttet wurde, mit einem Worte, wenn man ein wichtiges Unternehmen vor hatte. Man fragte sie auch bey Erdbeben, Luftbegebenheiten, Pest, Hungersnoth, Unfruchtbarkeit, Ueberschwemmungen und bey allen allgemeinen Plagen um Rath — endlich auch bey seltsamen Vorfällen, Misgeburthen und ausserordentlichen Vorbedeutungen. Alle Geschicht-

schreiber geben hiervon so viel Nachrichten, daß es unnöthig ist, sie anzuführen.

Man wird vielleicht fragen, ob die alten Sibyllen in der That von allen den bürgerlichen, politischen und Naturbegebenheiten, die eben genannt worden sind, geredet haben? oder ob nicht vielleicht Unruhe und Furcht sie zu diesen Büchern hintrieb, die kein anderes Verdienst hatten, als daß sie dunkel und geheimnisvoll waren? Diese Frage scheint hier übel angebracht zu seyn. Nichts scheint deutlicher und natürlicher zu seyn, als sich vorzustellen, daß die Sibyllen würklich von diesen Begebenheiten handelten, weil man blos in diesen bedenklichen Umständen Aufschlüsse bey ihnen suchte. Ueberdem war das allgemeine Urtheil der Alten, daß die Sibyllen von Kriegen, Schlachten und grossen Veränderungen redeten. Man glaubte, daß die Kriege der Griechen und Asiaten, die Belagerung und Zerstörung der Stadt Troja wären vorhergesagt worden. Man hatte eine sibyllinische Weissagung von der Grösse der Macedonier und ihrem künftigen Untergang. Die Athenienser trösteten sich wegen einer unvermeidlichen Niederlage in einem Seetreffen bey Agos-Patamos, weil sie sich einbildeten, sie sey von einer Sibylle vorherverkündigt worden. Von der Schlacht bey

Chero-

Cheronea glaubte man auch, daß sie vorhergesagt worden sey. Die Argier und Lacedämanienser erklärten auch bey ähnlichen Gelegenheiten, wo sie gewonnen oder verlohren hatten, einige sibyllinische Weissagungen dahin. Den Lesbiern hatte eine Sibylle vorhergesagt, sie würden ihre Herrschaft zu Wasser verlieren.

Endlich hielt man auch dafür, daß die Sibyllen die natürlichen Veränderungen eben so wie die Staatsveränderungen vorhergesagt hätten, weil die Heiden bey Gelegenheit eines Erdbebens, das in Carien, Lycien und besonders auf der Insel Rhodus unter dem Antonin viel Verwüstungen angerichtet, sogleich bekannt machten, daß die Vorhersagung der Sibylle eingetroffen sey. Allein da Rom, nachdem es in eine Monarchie war verwandelt worden, sich nur bemühete, die sibyllinischen Weissagungen zu unterdrücken, weil sie allerley Natur- und Staatsveränderungen verkündigten, welche das Volk in Verwirrung setzen konnten, warum hätte Rom in seiner republikanischen Verfassung dieselbe Politik gehabt, wenn die alten Sibyllen nicht in eben dem Ton geredet hätten, und die Regierung sie blos in bedenklichen Fällen um Rath fragete? Es ist daher völlig ausgemacht, erstlich, daß die sibyllinischen Bücher in den Händen des gemeinen

Mannes sehr gefährlich seyn mußten, seine Einbildungskraft erhitzen und zu Handlungen hinreissen konnten, die mit der Ordnung und dem Vortheil der Regierung stritten; zweitens ist offenbar, daß die sibyllinischen Bücher traurige Schriften waren, welche den alten Völkern die künftigen Veränderungen der politischen und physischen Welt vorhersagten. Ihr Inhalt umfaßte alle Zeiten der Welt — alle auf einander folgende Perioden und Zeitalter — das künftige Leben und der Untergang der Welt war ihr Ziel. So muß man nach der Verrichtung der Sibylle, die den Aeneas führte, und nach dem Unterricht, den sie ihm gab, darüber urtheilen. Es kam ohne Zweifel daher, weil die sibyllinischen Bücher auf das Ende und die Rückkehr der Zeit einige Beziehung hatten, daß die Bediente, welche sie in Verwahrung hatten, allein bey den Festen die Aufsicht führten, die am Ende und bey dem Anfang eines Jahrhunderts gefeiert wurden.

Virgils Ekloge an den Pollio ist auch ein fürtrefliches Denkmal von der Lehre der alten Sibyllen. Sie ist ohngefähr acht und dreissig Jahr älter als unsere Zeitrechnung. Sie verkündigt das Ende eines Zeitraums und eine erneuerte Gestalt der Dinge. Endlich, sagt der Dichter, erscheint die von der

Sibylle

Sibylle vorhergesagte letzte Zeit. Astrea kommt auf die Erde zurück. Das Reich des Saturns erhebt sich von neuem. Erde, Meer und Himmel, alles bezeugt seine Freude über die Erwartung des goldenen Zeitalters, das wieder kommen soll. Die Welt wird nicht mehr ein Schauplatz von Frevelthaten seyn. Die Kriege werden aufhören. Gerechtigkeit und Friede werden die Welt ewig glücklich machen. Man kann auch hier den Virgil nicht beschuldigen, daß er blos seiner Einbildungskraft folge. Von der Zeit der Kriege des Marius und Sylla an, d. i. mehr als zwölf Jahr vor Virgils Geburth, breite sich schon in Italien ein Gerücht aus, welches ein neues Menschengeschlecht, eine neue Welt, und das nahe Ende des grossen Jahrs ankündigte. Die Toskanier, welche dies Orakel erklärten, sagten, daß acht Menschengeschlechter kommen müßten, von welchen Gott einem ieden die Zeit seiner Dauer angezeigt hätte und daß das Ende eines ieden Menschenalters durch verschiedene wunderbahre Begebenheiten am Himmel und an der Erde vorher verkündigt sey, daß iedes Menschenalter im Anfange sehr fromm und bey den Göttern beliebt sey, und hernach immer mehr und mehr ausarte.

Die besondern Umstände beim Virgil weichen von diesem System nur darin ab,

daß

daß er unter dem neuen Stamm, den er von der Sibylle vorhersagen läßt, nicht so wohl ein neues menschliches Geschlecht, als einen König verstehet, der das Glück der Welt bewürken sollte. Ueberdem war das System der Etrusker über diese verschiedenen auf einander folgenden Zeitalter und über die besondere Glückseligkeit eines ieden von ihnen sehr alt. Plato nimmt auch an, daß iedes von diesen Zeitaltern mit einem goldenen Jahrhundert anfange, in welchem alle Tugenden ausgeübt werden, und die Natur sich in ihrer ganzen Kraft und Schönheit zeige. Er sagt auch, daß es immer schlechter werde, und zuletzt in ein eisernes Jahrhundert verwandelt werde, in welchem die geschwächte und verdorbene Natur alle Geschöpfe durch natürliche und moralische Uebel, welche den Erdboden mit Elend und Laster bedecken, zu einem allgemeinen Untergang führe. Dies System ist fast nur eine falsche Anwendung des Laufs des menschlichen Lebens auf den eingebildeten Lauf der Zeitabschnitte, die man erfunden hat, die Zeit zu messen. Es hat die Folge gehabt, daß es das menschliche Geschlecht in Verwirrung gesetzt, wenn ihr Gemüth davon eingenommen und durch den Anblick gewisser Phänomene und Unglücksfälle beunruhigt worden ist. Man glaubte alsdann, das Ende dieser

Zeit-

Zeiträume oder vielmehr das Ende der Welt sey nahe. Dies wird uns erklären, warum man die sibyllinischen Bücher zu Rom bey auffallenden Erscheinungen um Rath fragte. Man mußte sich nehmlich zu den Büchern wenden, die das Ende der Zeit vorhersagten, wenn man die Zeichen sahe, die man für Vorbothen desselben hielt.

§. 5.

Welches war der Regent oder Monarch, der von der Sibylle vorhergesagt und vom Virgil in seiner Ekloge an den Pollio angekündigt worden ist?

Wer ist nun der Regent oder Monarch, den Virgil ankündigt, und dessen Verheissung mit der sibyllinischen Zeitrechnung unzertrennlich vereinigt ist? Virgil und alle Dichter seiner Zeit machen die Anwendung davon beständig auf den Augustus. Allein, was als eine Würkung der Schmeicheley angesehen werden muß, muß uns nicht hindern, eine Lehre der Sibyllen genau zu betrachten, die älter als Augustus und als die Dichter ist, welche sie von ihm erklärt haben. Es ist auch eine sehr bekannte Sache, daß die alten Sibyllen einen neuen König und ein neues Reich zugleich mit einer neuen Welt ankün-

ankündigten. Eins von ihren Orakeln findet man in verschiedenen Werken des Cicero, welche, wie bekannt ist, alle zwischen dem sechzigsten und fünf und vierzigsten Jahr vor der christlichen Zeitrechnung verfertigt wurden, deutlich aufgezeichnet.

Man siehet im Livius, Suetonius, Sallustius und Plutarchus, daß alle, die damals in der Republik viel Aufsehens machten, und nach der Herrschaft strebten, sich dieses Orakels zu ihrem Vortheil bedienten, und daß ihre Parthey es auf sie anwendete. Catilina, Lentulus, Augustus und viel andere nach ihm, machten es sich zu Nutze. Die Römer, diese stolzen Republikaner, die im Anfang darüber erstaunten, daß ihnen das Orakel einen König verkündigte, dessen Name ihnen schon verhaßt war, wurden — nachdem sie ihre Ehrbegierde verlohren hatten, niederträchtig, und ihrer innern Uneinigkeiten müde geworden waren — hernach geneigt genug, sich ihren Ueberwindern und Tyrannen zu unterwerfen, denen sie auf die kriechendeste Weise Ehrenbezeugungen, Titel und sogar göttliche Verehrung reichlich zu Theil werden liessen. Die herrschende Thorheit dieses Jahrhunderts, die sich auf die Erwartung gründete, daß die sibyllinischen Weissagungen in Erfüllung gehen würden, brach-

rachten die alten Vergötterungen wieder in
risches Andenken, die man seit langer Zeit
icht mehr kannte. Daher alle die Ablei-
ungen der Geschlechter von den Göttern,
aher iene pralerischen und lächerlichen Lob-
sprüche, kurz iene abgöttischen Schmeicheleien,
durch welche das unteriochte Rom sich bemü-
hete, seinen Schimpf zu verbergen, und seine
Niederträchtigkeit zu rechtfertigen. Daher
ener verachtungswürdige Enthusiasmus der
Dichter und die sklavische Beredsamkeit der
Redner, welche durch ihre Schmeicheleien die
Tyrannen mit verdarben und den Geist ih-
rer Mitbürger völlig schwächten.

Die neuern Geschichtschreiber haben nie auf die Uebel genugsam geachtet, welche dieser sibyllinische Lehrsatz so häufig über Rom gebracht hat. Sie haben nicht eingesehen, wie viel Theil er an der Veränderung hatte, die in den Gedanken der Unterthanen dieser stolzen Republik vorgieng, welche ehedem im Haß gegen die königliche Herrschaft auferzogen sich doch zuletzt zu den Füssen der unmenschlichsten Ungeheuer niederwarfen. Es gehört nicht hieher, die Würkungen dieser Lehre zu verfolgen. Es ist uns nur wichtig, die Quelle derselben zu kennen und ihren Charakter zu entdecken. Wir dürfen uns daher nur das eigenthümliche aller der Anwendungen aus-

auszeichnen, welche die Römer stets ungewiß und unbestimmt in vielen Jahrhunderten davon zu machen gesucht haben. Man darf sie nur nach dem eigenthümlichen Enthusiasmus und Schrecken beurtheilen, der schon in allen andern Theilen der Lehre der alten Sibyllen abgedruckt war.

Wenn das Ende der Zeitläufte, das durch Himmelszeichen, Erdbeben, Revolutionen und Verbrechen der Menschen angekündigt werden sollte, eine neue Gestalt der Welt, ein neues Geschlecht, ein neues goldnes Zeitalter, und, wie Virgil sagt, eine neue Ordnung der Dinge anzeigte, was konnte denn der Monarch, der in allen Weissagungen ohne Ausnahme angeführt wurde, anders für einer seyn, als der Gott der künftigen Zeit, Saturnus oder der Gott des Endes der Zeit, dessen glückliche Regierung man schon so oft prophezeiet hatte und der nach dem Untergange der Welt und Bestrafung der Gottlosen der König, Vater und Vergelter der Tugendhaften seyn sollte? Der Gott der Sibyllen ist kein anderer als der Gott des zukünftigen Lebens. Derselbe, der nach der verborgenen Lehre der Mysterien den herrschenden Gott einmal vom Thron stürzen sollte, um auf den Trümmern seines Reichs das goldne Zeitalter wieder herzustellen.

stellen. Mit einem Wort, dieser König ist kein anderer als das höchste Wesen, der in seinen Handlungen am Ende der Zeit betrachtet, aber durch eine allegorische Theologie verdunkelt und unkenntlich gemacht, von verschiedenen heidnischen Nationen unter mannigfaltigen Sinnbildern vorgestellet und unter dem Namen eines Königs, Helden und Eroberers bezeichnet worden ist, den iedes Volk einmal an seiner Spitze zu sehen sich schmeichelte, um die Gestalt der Welt zum Vortheil desselben zu verändern.

Indem man auf diese Weise den Lehrsatz von der Herabkunft des obersten Richters der Menschen verunstaltete, so verunstaltete man dadurch nothwendig auch den Lehrsatz von dem Untergang der Welt und von dem künftigen Leben. Die Heiden sahen in diesen Sätzen blos die politischen Zerstörungen der Städte, Gesellschaften und Reiche und die Gründung einer grossen Herrschaft, welche alle übrige an sich reissen würde. Da diese drey Lehrsätze ihrer Natur nach unzertrennlich sind, so wurden die Irrthümer, welche aus dem unrichtigen Gebrauch eines ieden entstanden, auch unzertrennlich und setzten gemeinschaftlich und zu einer Zeit die Welt in Verwirrung und Unruhe. Da auf der andern Seite der wahre Verstand dieser Si-

byllen so wie das Verborgene der Mysterien doch bekannt geworden war, so erblickte man auf einmal Leute, welche diese Lehrsätze in ihrem wahren und moralischen Sinne nahmen und dadurch noch die Unruhe iener Zeit vermehrten, daß sie das Ende der Welt, die nahe Herabkunft des höchsten Richters, und das Reich des künftigen Lebens ganz treuherzig vorhersagten. Daher das räthselhafte und Verwirrte, das die verschiedenen Meinungen enthalten, mit welchen die Welt in den zween Jahrhunderten nach der Einäscherung des Kapitoliums beunruhigt wurde.

Die Römer sind nicht die einzigen gewesen, welche Opfer dieser unglücklichen Weissagungen geworden sind. Ohngefähr vier hundert Jahr vor dem Augustus, war Lysander, um die spartanische Regierungsverfassung verändern und sich die Krone aufsetzen zu können, so verwegen, daß er ein delphisches Orakel von sich erklärte, das sehr geheim war gehalten worden, und die Geburth eines Sohns des Apollo verkündigte. Allein Sparta, das glücklicher hierin war als Rom, sahe die Absichten des ehrgeitzigen Lysanders scheitern.

§. 6.

Gebräuche, die zu Rom beobachtet wurden, wenn man die sibyllinischen Bücher um Rath fragte.

Wir

Wir können hier nicht unterlassen, die Gebräuche zu betrachten, welche die Heiden beobachteten, wenn sie die Sibyllen um Rath gefragt hatten. Diese Gebräuche werden uns ebenfalls den Geist dieser berühmten Begeisterten kennen lehren. Ueberhaupt bemerkt man, daß sich die Römer als Leute betrugen, die alle Geisseln der physischen und politischen Welt als Merkmale des Zorns der Götter ansahen. Dieser fromme Gedanke war die Ursach, daß die römische Obrigkeit, nachdem sie die sibyllinischen Bücher um Rath gefragt und die Meinung der Priester vernommen hatte, Fasten, öffentliche Gebete, Opfer, festliche Spiele und ausserordentliche Feste anordnete und oft Menschenopfer darbringen ließ. Dies war auch vielleicht die Veranlassung zu den Kämpfen der Fechter und zu den grausamen Spielen, deren trauriger Aberglaube uns die Ursachen besser als die wilde Politik der Römer erklären wird, die ihrer Behauptung nach verlangte, daß man den Bürger ans Blutvergiessen gewöhnen mögte. Es waren würklich dergleichen Kämpfe bey einer allgemeinen Noth, welche das Ende der Zeit fürchten ließ, so wie am Ablauf gewisser Zeiträume. Man glaubte ohne Zweifel, daß diejenigen, die in solchen blutigen Schauspielen umkämen, Opfer wurden, welche die Vergehungen des Volks wieder

wieder gut machen könnten. Die Religion machte anfänglich aus ihnen Opfer, die Politik verwandelte sie hierauf in Schauspiele, und das Volk, das seine Neugierde an den Gebräuchen seiner Vorfahren gewöhnt hatte, behielt seine Neigung zu ihren grausamen Einrichtungen und that seiner Grausamkeit, die einen gottesdienstlichen Ursprung hatte, deren wahre Ursach aber nach und nach verkannt wurde, ohne Vorwürfe des Gewissens ein Genüge.

Man muß indessen diese Gebräuche nicht blos im Ganzen betrachten. Wir wollen daher wenigstens einige näher untersuchen. Warum ordneten, zum Exempel, die Sibyllen zuweilen die Saturnalien oder Jubelfeste ausserordentlich zu feiern? Sie hätten immer, wie sie auch oft thaten, mögen ganz neue Feste anordnen lassen. Allein warum veränderten sie die alten und besonders die Saturnalien und die Jubelfeste, die ihrer Natur nach blos auf den Ablauf und den neuen Anfang gewisser bestimmten Jahre oder Jahrhunderte ihre Beziehung hatten? Könnten wir nicht muthmassen, daß der Grund dieser Gewohnheit in alten Zeiten gewesen sey, die Menschen auf das Ende der Welt vorzubereiten, so oft Luftbegebenheiten, Unglücksfälle, kurz Unordnungen in der Natur

tur und im Staat ihnen dasselbe anzuzeigen schienen? oder wollte man auf diese Art wohl die Orakelsprüche ungültig zu machen suchen, indem man die Perioden dadurch veränderte, daß man die Feste vorher feierte, die gewöhnlich gefeiert wurden, wenn eine neue Periode anfieng? Eine alte Meinung, die wir oben angeführt haben, konnte auf diesen letzten Gedanken führen. Die Menschen hatten sich überredet, daß die Zeit aus einer Reihe besonderer Perioden bestehe, von welchen sich iede mit einem goldenen Zeitalter anfange und mit Jammer und Elend endige. Wenn sie sich nun in einer grossen Noth befanden, so konnten sie auf die Gedanken kommen, man könne die Uebel von sich entfernen, wenn man die unglückliche Periode, in der man sich befinde, zurück legte und in eine neue träte, deren Anfang immer etwas verlangens- und wünschenswerthes war. Daher rührte wohl die ausserordentliche und zur unrechten Zeit angestellte Feier der Feste, die blos auf den Wechsel der Dinge ihre Beziehung hatten.

Man könnte dies eigene auch auf die neuen Feste anwenden, welche die sibyllinischen Bücher auch zuweilen verordneten, und die beständig alle Jahr gefeiert werden sollten. In der That war auch die Absicht iedes iährlichen Gedächtnisfestes, eine neue Perio-

Periode anzufangen und den Gegenstand, dessen Andenken das Fest in Erinnerung brachte, allen künftigen Zeiten vorangehen zu lassen.

Wir wollen noch einen andern Gebrauch betrachten, der so viel Aehnlichkeit damit hat, daß man ihn als eine vollständige Erklärung aller dieser Gebräuche ansehen kann. Es war eine alte Sage unter den Römern, daß man zur Hemmung aller allgemeinen Uebel in die Mauer des Kapitoliums einen Nagel schlagen müßte, und daß dadurch der Zorn der Götter sogleich besänftigt würde. Dieser unbedeutende Gebrauch ist in Rom oft mit der größten Feierlichkeit vollzogen worden. Dies war ein Gegenmittel gegen die allgemeine Noth, davon die Römer den Grund selbst nicht kannten. Um ihn zu wissen, muß man sich merken, daß man unter den ältesten Völkern Italiens und vor Einführung des Schreibens und der Archive kein ander Mittel hatte, die verflossene Zeit zu bestimmen, als jedes Jahr in eine Mauer des Tempels der Minerva einen Nagel einzuschlagen. Dies war eine Zeitrechnung, die jedermann verstand, und die die Jahre und Zeiträume sehr sicher bestimmte.

Nach dem Bericht der Rabbinen haben die alten Juden ebenfalls die Gewohnheit gehabt,

gehabt, die Zeit durch Nägel zu bemerken, die man in einen Felsen einschlug. Dieser Gebrauch konnte daher auch bey den Römern keine andere Absicht haben als anzuzeigen, daß man in einen neuen Zeitraum eintrete und den alten in dem man bisher gelebt, er mogte nun würklich geendigt seyn oder nicht, verlasse, um einen neuen glücklichern anzufangen. Ich behaupte nicht, daß die Römer diese Gedanken besonders dabey gehabt haben. Sie scheinen vielmehr diesen Gebrauch so wie viele andere beobachtet zu haben, ohne die Absicht desselben zu kennen. Allein dieser Gebrauch, der sich durch eine blosse Tradition, die man selbst nicht verstand, erhalten hat, zeigt dennoch an, daß man in vorigen Zeiten nach bekannten Gründen dabey gehandelt habe. Die Genauigkeit in der Chronologie solcher Völker hat dadurch freilich leiden müssen. Allein, da das Unterscheidende und die Dauer, die man den cyklischen Perioden zuschrieb, blosse Täuschung war, so konnte man sich auch schmeicheln, den Zeichen ihres Ablaufs, welche sie durch eine andere Täuschung gaben, auszuweichen.

Wenn die Sibyllen die alten Feste früher zu feiern, und neue anzuordnen, befahlen, wenn sie bey den erdichteten und eingebildeten Perioden die Aufsicht hatten, so darf es uns

uns nicht befremden, daß sie bey den würklichen Perioden als z. E. bey dem Anfang eines neuen Jahrhunderts die Aufsicht hatten. Daher kommt es nun, daß dieienigen, welche die sibyllinischen Bücher in Verwahrung hatten, allein berechtigt waren, bey den hundertiährigen Spielen die Aufsicht zu führen.

Um über die Denkungsart urtheilen zu können, welche damals in diesen Festen herrschte, dürfen wir nur auf das sehen, was den Horaz in seinem Jubelgedicht begeisterte. Man wird finden, daß er uns die bisher berührten Gebräuche auf das deutlichste erklärt, und uns das berühmte Geheimniß der Sibyllen enthüllt. Dies Gedicht wurde auf die hundertiährigen Spiele verfertigt, die Augustus siebenzehn Jahr vor der christlichen Zeitrechnung halten lies. Zuerst ruft der Dichter die Götter darin an; er ladet die Sonne ein, einen neuen Glanz herabzuwerfen; thut Wünsche für die beständige Dauer des Reichs; bittet die Parzen, glückliche Jahrhunderte zu verleihen; flehet zum Apollo, daß er seinen Zorn besänftigen; zur Diana, daß sie die Römer wieder glücklich und tugendhaft machen mögte, und — schon siehet der Dichter das goldne Zeitalter erscheinen *.

Man

* *Iam fides & pax, & honos pudorque*
Priscus

Man muß hierbey bemerken, daß die Absicht bey den Gebräuchen der Römer in Ansehung des Wechsels der Jahrhunderte auch bey den jährlichen Saturnalien statt fand, die man aber dem Volke verborgen hielt.

Ein anderer Umstand, der erfolgte, wenn man in mißlichen Zeiten die sibyllinischen Bücher um Rath fragte, war die Wahl eines Diktators, dem jede andere Gewalt weichen mußte, und der eine Zeitlang ein würklich unumschränkter Oberherr war. Man wählte diesen Diktator nicht blos bey ausserordentlichen Kriegen oder innern Unruhen, sondern auch alsdenn, wenn man durch ungewöhnliche Zufälle geängstigt oder durch natürliche Uebel als Pest, Hungersnoth und Unfruchtbarkeit geplagt wurde. Dieser Diktator wurde oft nur gewählt, um gewisse Gebräuche wahrzunehmen, die von den Sibyllen verordnet worden waren. Zuweilen hatte er den obersten Rang nur einen Tag oder nur einige Stunden. Er legte am Abend den Purpur wieder ab, den er am Morgen angelegt hatte.

Priscus & neglecta redire virtus
Audet, apparetque beata pleno
Copia cornu.

Horat. Carm. saecul.

Wie soll man diesen Gebrauch erklären und was läßt sich für ein Grund davon angeben? Glaubten die Römer, daß die Gottheit durch den Dienst einer ausserordentlichen und höchsten obrigkeitlichen Person mehr geehret werde, als durch den Dienst, den ihr ein Konsul, oder eine andere Magistratsperson leisten konnte? War der Stand der Priester und Rathsherren zu diesen Verrichtungen nicht erhaben genug? Er war es gewiß. Nichts hinderte, sie dazu zu gebrauchen, als das Ceremoniel, das die sibyllinischen Bücher bestimmten. Wie diese unglücklichen Bücher bekannt wurden, so streueten die erhitzten Gemüther aus, Rom könnte nicht anders als durch einen König gerettet werden, der es allein zur Siegerin machen würde. Eben diese Lehre veranlaßte die Wahl eines Diktators, weil sie lange Zeit vor der Einäscherung des Kapitoliums bekannt war. Man wählte würklich einen König, allein nur auf eine kurze Zeit, und verdrehete dadurch die Orakelsprüche der Sibyllen, welche dem Volke damals noch nicht bekannt waren. Man zeigte demselben eine Abbildung des Königs der zukünftigen Welt und entzog sie ihm sogleich wieder. Es verhielt sich mit dem Diktator wie mit dem heiligen Nagel. Er stellte einen erdichteten König eines erdichteten Zeitraums vor.

Was

Was wir bisher von dem Diktator gesagt haben, der nach den sibyllinischen Büchern in bedenklichen Zeiten bestellet wurde, können wir auch von allen neuen Gottheiten sagen, welche nach dem Inhalt dieser Bücher in ähnlichen Umständen mit grossen Kosten und Zurüstungen aufgesucht werden mußten, damit sie in einem neuen Tempel zu Rom aufgestellet werden könnten. Aeskulapius und Cybele, welche die alten sibyllinischen Bücher nach Rom berufen haben, spielten damals dieselbe Rolle, die man den Diktator spielen ließ. Wenn dieser den König der künftigen Zeit vorstellte, so stellte iener den Gott der künftigen Zeit vor, und beide hatten ihren Ursprung von der Meinung, daß ein Gott als Herrscher im goldnen Zeitalter kommen würde.

Man kann auch viele Gottheiten anführen, die auf Befehl der Sibyllen von neuem verehret wurden, z. E. die Ceres und Venus. Hieher gehören auch die von den sibyllinischen Orakeln oft verordneten Lagerstätten, welche augenscheinlich anzeigten, daß man die Herabkunft der Götter erwarte. Oft holte man auch denselben Befehlen zufolge Wasser aus dem Meer, um es in die Tempel zu giessen.

Eine

Eine solche Bewandtniß hatte es mit allen diesen Gebräuchen. Sie können weder unter einander, noch mit den prophetischen Büchern der Sibyllen näher übereinstimmen. So oft man von einer gewissen Plage bedrohet oder durch eine Weissagung beunruhigt wurde, so glaubte man, daß man durch eine neue Veränderung der Zeit, der Regierung, oder auch der Religion auch den Zustand der Natur erneuerte. Eine Meinung, die eben so ausschweifend als gefährlich war, und die lediglich von der Furcht und dem Irrthum herrührte, welche stets in der heidnischen Religion herrschten. Daher sagt auch Cicero über diese Lehren, „daß sie iemanden „eher dahin bringen könnten, die Religion zu „verwerfen, als sie anzunehmen.„ Valeant ad deponendas potius quam ad suscipiendas religiones. Lib. 2. de divinat. Dies hat auch ein Gelehrter angemerkt, der eine schöne Abhandlung über die Sibyllen geschrieben hat und sie mit einer Betrachtung anfängt, womit wir die unsrige beschliessen wollen. „In „allen Jahrhunderten und Ländern sind die „Menschen gleich begierig gewesen, in die „Zukunft zu sehen und diese Neugierde muß „als der Grund aller der abergläubischen „Gebräuche angesehen werden, welche die „ursprüngliche Religion bey allen Völkern

„verun-

„verunstaltet haben„ *. Zu dieser eben so wahren als in der Geschichte Licht verbreitenden Bemerkung wollen wir noch eine andere des Herrn Mallet hinzusetzen, der uns die nordischen Sibyllen hat kennen lehren, deren Ton in allen Stücken den Ton der römischen und griechischen Prophetinnen gleich ist. Dieser melankolische Geist und diese traurigen Lehren, welche stets eine unangenehme Zukunft zum Gegenstand hatten, rühren nach diesem Schriftsteller ursprünglich von den Unordnungen her, welchen die Welt unterworfen gewesen ist. Diese beiden Anmerkungen gränzen sehr nahe zusammen, und müssen nicht getrennt werden. Wenn die Menschen unruhig gewesen sind, so ist die Ursach nicht blos in der Neugierde zu suchen. Wenn sie abergläubisch gewesen sind, so sind sie es nicht ohne Ursach gewesen. Wenn sie oft ein spanisches Schrecken überfallen hat, so kommt dies daher, weil sie vorher ein wahres und gegründetes Schrecken erfahren haben. Wenn sie befürchtet haben unglücklich zu werden, so liegt der Grund darin, daß sie es ehedem gewesen sind. Kurz, man muß in der Erinnerung der

* *Memoires de l' Académie des Inscriptions, Tome 23. pag. 187.*

der ehemaligen Unglücksfälle der Welt die Ursach des Geistes der Furcht aufsuchen, die man bey den alten Völkern unmöglich verkennen kann, ob man es gleich bisher kaum hat einsehen wollen, daß sie geneigt dazu gewesen sind.

Nach diesen Grundsätzen muß man alles erklären, was uns das Alterthum räthselhaftes darstellt. Die unglücklichen Begebenheiten der Welt sind groß und allgemein genug gewesen, daß sie wohl einen tiefen Eindruck zurück lassen und der Inhalt einer fortgehenden Sage werden konnten, die sich nie gänzlich verlieren mußte. Vor den Sibyllen gab es Werke des Orpheus, Musäus, Bacis, eines Sohns des Orpheus, welches blos prophetische Bücher waren. Vor diesen gab es ohne Zweifel noch andere, welche einen ältern Ursprung haben, und die ersten Zeiten erreichen konnten, und die eine auf einander folgende Reihe finsterer Köpfe und Schwärmer von einem Jahrhundert ins andere übergebracht hat.

§. 7.

Etymologie des Worts Sibylle.

Nachdem wir die prophetische Lehre der Sibyllen entwickelt haben, so glauben wir

wir auch die Etymologie ihres Namens wagen zu dürfen. Wir leiten ihn aus dem Phönicischen her, und gründen uns darauf, daß Pausanias ihn aus Afrika herstammen läßt, und daß die phönicische Sprache lange Zeit in diesem Welttheile die herrschende gewesen ist. Wir glauben daher, daß das Wort Sibylle dasselbe Wort ist als Siba-el oder Sub-eliun, und daß es die Zurükkunft Gottes, einen göttlichen Zeitraum, eine göttliche Revolution bedeutet, d. i. das grosse Jahr, oder, wie man in Aegypten sagte, *annum eliacum*, welches auch das Jahr Gottes bedeutet. Wir glauben deswegen nicht, daß die Periode, welche der Gegenstand der Weissagungen der Sibyllen gewesen ist, die ägyptische Periode von 1460. Jahren gewesen ist, sondern irgend eine allgemeine Periode, wenn man sie sich gleich nicht deutlich vorstellen kann. In diesem Falle sind die Sibyllen keine Frauenspersonen gewesen, sondern ein Name der Periode, oder vielmehr ein Titel eines prophetischen Buchs, das man nachher personificirt hat, indem man den Namen der Lehre denen beilegte, welche sie predigten. Pausanias redet von einer phönicischen Sibylle, die er Saba nennt. Hyde glaubt, daß Sibylle ein Geschlechtsname ist, den

man

man in alten Zeiten allen Prophetinnen beilegte. Nach seiner Meinung ist Sibylle nichts anders als ein personificirter Zeitraum, und zwar ein Zeitraum von tausend Jahren. Auch Ovidius legt ihr tausend Lebensiahre bey. Man darf sich eben nicht wundern, wenn man im Virgil und Horaz siehet, daß der Sibylle das Geschäft obliegt, die Helden in das unterirdische Reich und wieder zurück zu führen. Die Fabel, welche den Bacchus, Orpheus, Herkules, Theseus, Ulysses und Aeneas in das unterirdische Reich herabsteigen und wieder zurück kommen läßt, scheint anzuzeigen, daß diese Männer nach dem römischen System Wiedergebohrne oder Auferstandene waren. Bacchus war auch würklich nichts anders, als der wiederaufgelebte ägyptische Osiris. Die übrigen Helden wurden alle für Söhne der Götter oder Göttinnen gehalten.

Fünf=

Fünftes Buch.
Von der Geschichte.

Erstes Kapitel.
Von der Art und Weise, die Geschichte zu bearbeiten und sie zu studiren.

§. 1.
Pflichten des Geschichtschreibers.

*Alle diejenigen, welche die Gesetze der Geschichte kennen, sind der Meinung, daß ein Geschichtschreiber, der seine Pflichten treu erfüllen will, die Neigung zur Schmeicheley und zur Verleumdung ablegen, und sich so viel als möglich in die Lage eines Stoikers versetzen muß, der von keiner Leidenschaft regiert wird. Gegen alles übrige unempfindlich muß er nur auf die Sache der Wahrheit aufmerksam seyn, und derselben die Empfindung eines Unrechts, das Anden=

* *Analyse de Bayle.*

Andenken einer Wohlthat und selbst die Liebe zum Vaterlande aufopfern. Er muß vergessen, daß er in diesem oder ienem Lande gebohren, in dieser oder iener Kirchengemeinschaft erzogen, und diesem oder ienem sein Glück zu verdanken habe. Er muß sogar seine Verwandten und Freunde nicht kennen. Ein Geschichtschreiber als Geschichtschreiber ist gleich dem Melchisedech ohne Vater, ohne Mutter, ohne Ahnenregister. Wenn man ihn frägt: Wo bist du her? so muß er antworten: Ich bin weder ein Deutscher, noch ein Franzose, noch ein Engländer, noch ein Spanier u. s. w. Ich bin ein Weltbürger. Ich diene weder dem Kaiser, noch dem König von Frankreich. Allein ich bin in den Diensten der Wahrheit. Diese ist allein meine Beherrscherin. Ich habe ihr allein den Eid der Treue abgelegt. Ich bin ihr Gefährte. Ich habe das Gelübde gethan, sie gegen alle und wider alle zu vertheidigen, und mein Ordensband ist eben der Schmuck, den der Oberpriester der Gerechtigkeit und Religion in Aegypten trug *.

§. 2.

* Der Oberpriester der Gerechtigkeit in Aegypten trug nach Aelians Bericht das mit Edelgesteinen gezierte Sinnbild der Wahrheit auf der Brust.

Anm. d. Herausg.

§. 2.

Von den Unbequemlichkeiten beym Studio der Geschichte.

* Das Studium der Geschichte hat von mehr als einer Seite seine Gefahren und seine Unbequemlichkeiten. Es ist schweer, sich in einen Standpunkt zu stellen, aus dem man seine Nebenmenschen mit Billigkeit beurtheilen kann. Einer der größten Fehler der Geschichte ist, daß sie die Menschen mehr nach ihren schlimmen als guten Seiten vorstellt. Sie ist gleichsam nur durch die wichtige Veränderungen und unglückliche Schicksale interessant. So lange ein Volk zunimmt und im Genuß des Friedens unter einer ruhigen Regierung glücklich ist, so erwähnt sie es nicht. Sie fängt erst an, von demselben zu reden, wenn es sich mit sich selbst nicht mehr genug beschäftigen kann, und an den Angelegenheiten seiner Nachbaren Theil nimmt, oder sie an den seinigen Theil nehmen läßt. Sie macht es erst berühmt, wenn es seinem Verfall schon nahe ist. Alle unsere Geschichten fangen da an, wo sie aufhören sollten. Wir haben die Geschichte der Völker, die sich einander aufreiben, sehr genau.

* *I. I. Rousseau.*

Was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die ihren Wachsthum befördern. Sie sind zu glücklich und zu vernünftig, als daß sie etwas von ihnen zu sagen haben sollte. Wir sehen es ia selbst in unsern Zeiten, daß man am wenigsten von den Reichen spricht, die in der besten Verfassung sind. Wir wissen also nur das Böse. Das Gute berührt man kaum. Nur die Bösen sind berühmt – die Guten werden vergessen oder lächerlich gemacht. Auf diese Art verleumdet die Geschichte sowohl als die Philosophie das menschliche Geschlecht ununterbrochen.

Ja die in der Geschichte beschriebenen Begebenheiten sind nicht einmal eine genaue Schilderung der Vorfälle, wie sie sich würklich zugetragen haben. Sie verändern ihre Gestalt in dem Kopf des Geschichtschreibers, sie formen sich nach seinem Interesse und nehmen die Farbe seiner Vorurtheile an. Wer kann den Leser genau auf den Schauplatz versetzen, wo er eine Begebenheit so siehet, wie sie würklich ist? Unwissenheit oder Parteilichkeit verstellen alles. Wie viel verschiedene Gestalten kann man nicht einer Thatsache geben, wenn man die Umstände, die sich darauf beziehen, entweder weitläuftig oder kurz erzählt, ohne daß man einen historischen Zug im geringsten verändert. Man stelle einen

einen Gegenstand auf verschiedene Standörter — kaum wird er derselbe zu seyn scheinen, und doch ist nichts verändert als das Auge des Zuschauers. Ist es zur Ehre der Wahrheit genug, uns eine wahre Begebenheit zu erzählen, und sie ganz anders darzustellen, als sie würklich geschehen ist? Wie oft haben nicht ein Baum mehr oder weniger, ein Fels zur Rechten oder Linken, eine Staubwolke, die ein Wind erhob, den Ausgang eines Treffens entschieden, ohne daß es iemand gewahr geworden? Giebt nicht demohngeachtet der Geschichtschreiber die Ursach der Niederlage oder des Sieges mit eben der Gewisheit an, als ob er überall gegenwärtig gewesen wäre? Was helfen mir aber die Begebenheiten selbst, wenn mir die Triebfeder derselben unbekannt bleibt? und was für Nutzen kann ich aus einem Vorfall ziehen, dessen wahre Ursach ich nicht weiß? der Geschichtschreiber giebt mir eine an, aber er erdichtet sie, und selbst die Kritik, mit der man so prahlt, ist nichts anders, als die Kunst zu muthmassen, die Kunst, unter vielen Lügen dieienige zu wählen, welche der Wahrheit am meisten ähnlich ist.

Habt ihr nie die Cleopatra oder andere Schriften von der Art gelesen? Der Verfasser wählt eine bekannte Begebenheit, bearbeitet

beitet sie nach seinem Zweck, schmückt sie mit Nebenumständen von seiner eigenen Erfindung, mit Personen, die nie würklich gelebt haben, und mit Schilderungen seiner Einbildungskraft aus, und häuft Erdichtungen auf Erdichtungen, um das Lesen derselben angenehm zu machen. Ich finde zwischen diesen Romanen und unsern Geschichten fast keinen Unterschied, als daß sich der Romanenschreiber mehr seiner eigenen Einbildungskraft überläßt, und der Geschichtschreiber sich mehr nach den Einfällen anderer bequemt. Hierzu denke man sich nun noch, daß sich der erste einen moralischen Zweck vorsetzt, womit sich der letzte nicht befaßt.

Man wird mir einwenden, daß die Treue der Geschichte nicht so viel Interesse habe, als die wahre Schilderung der Sitten und der Charaktere. Wenn nur das menschliche Herz gut geschildert ist, so ist wenig daran gelegen, ob die Begebenheiten treu erzählt worden sind. Denn was gehen uns Vorfälle an, die sich vor zwey tausend Jahren zugetragen haben? — Man hat Recht, wenn die Schilderungen nach der Natur gemacht worden sind. Allein, wenn die meisten nur nach der Phantasie des Geschichtschreibers gemodelt worden sind, fällt man dann nicht in den Fehler, den man vermeiden wollte?

über-

übersieht man dann nicht dem Schriftsteller, was man dem Künstler nicht übersehen will?

§. 3.

Schilderung einiger alten und neuen Schriftsteller.

Ich übergehe die neuere Geschichte, nicht nur weil sie keine Physiognomie hat und die Menschen unsers Zeitalters sich alle gleich-sehen, sondern auch weil unsere Geschichtschreiber allein beflissen sind zu glänzen, und nur darauf denken, ihre Gemählde mit lebhaften Farben zu zeichnen, die oft ganz ohne Ausdruck sind. Dahin gehören Davila, Guicciardin, Strada, Machiavel und Thuan oft selbst. Vertot ist fast der einzige, der zu schildern wußte, ohne ein blosses Gemählde zu liefern. Im Ganzen findet man das letzte bey den Alten seltener. Sie zeigen in ihren Urtheilen nicht so viel Witz, aber mehr Verstand. Indessen muß man doch eine genaue Auswahl unter ihnen treffen und im Anfange nicht sogleich diejenigen nehmen, die am meisten Nachdenken erfodern, sondern die leichtesten. Einem jungen Menschen würde ich weder den Polybius, noch den Sallustius, noch den Tacitus in die Hände geben. Dieser ist für Männer; junge Leute sind nicht in

im Stande, ihn zu verstehen. Man muß in den menschlichen Handlungen die ersten Züge des menschlichen Herzens sehen lernen, ehe man die Tiefen desselben ergründen will. Man muß erst in den Begebenheiten zu lesen wissen, ehe man in den Maximen lesen will. Thucydides ist nach meinem Geschmack ein wahres Muster für Geschichtschreiber. Er erzählt die Begebenheiten, ohne sie zu beurtheilen, allein er läßt keinen Umstand aus, der uns in den Stand setzt, selbst darüber zu urtheilen. Er stellt alles, was er erzählt, dem Leser deutlich vor Augen. Er nimmt seinen Platz nicht zwischen den Begebenheiten und den Lesern ein, sondern verbirgt sich vielmehr gänzlich. Man glaubt nicht zu lesen, sondern zu sehen. Unglücklicherweise spricht er beständig vom Kriege und man erblickt in seinen Schriften fast nichts anders als Dinge, die am wenigsten fähig sind, Unterricht zu geben, nemlich Erzählungen von Treffen. Der Rückzug der zehn Tausend und die Kommentare des Cäsar haben fast einerley Vorzüge und einerley Fehler.

Der fürtrefliche Herodot, der ohne Schilderungen und Maximen, aber fliessend, naiv und reich an detaillirten Erzählungen ist, welche interessiren und gefallen, würde vielleicht der beste Geschichtschreiber seyn, wenn

diese bis ins Kleine dargestellten Erzählungen nicht oft in kindische Einfalt ausarteten, welche den Geschmack der Jugend mehr verderben als bilden kann. Man muß ihn mit richtiger Beurtheilung lesen. Livius ist ein Staatsmann, ein Redner und alles das, was dem jugendlichen Alter nicht angemessen ist.

Die Geschichte überhaupt ist darin mangelhaft, daß sie nur die auffallenden und merkwürdigen Begebenheiten, die man durch Namen, Oerter und Jahrszahlen bestimmen kann, genau darstellt. Allein die nach und nach würkenden Ursachen und vornehmsten Triebfedern dieser Begebenheiten, welche nicht so genau angegeben werden können, bleiben stets unbekannt. Der Krieg bringt oft solche Ereignisse nur zum Ausbruch, die schon durch moralische Gründe bestimmt worden sind, welche die Geschichtschreiber aber selten ausspähen. Dazu setze man noch, daß die Geschichte mehr die Handlungen als die Menschen selbst beschreibt, weil sie dieselben nur in gewissen sich auszeichnenden Augenblicken, nur in ihren Galakleidern erblickt. Sie zeichnet nur den Mann in seiner Amtsmiene, wenn er sich in die gehörige Verfassung gesetzt hat, um öffentlich zu erscheinen. Sie verfolgt ihn nicht bis in seine Wohnung, oder bis zu seiner Familie und in den Cirkel

seiner Freunde. Sie schildert ihn nur, wenn er selbst öffentlich auftritt. Daher schildert sie mehr sein Kleid als seine Person.

Ich halte für besser, das Privatleben der Menschen zu untersuchen, wenn man das Studium des menschlichen Herzens anfangen will. Denn alsdenn mag sich der Mensch verbergen, wo er will, so verfolgt ihn der Geschichtschreiber überall, läßt ihm keinen Augenblick zur Erholung, keinen Winkel, um sich dem forschenden Auge des Zuschauers zu entziehen, und wenn der eine sich am besten verborgen zu haben glaubt, so macht ihn der andere am meisten bekannt. Dieienigen, sagt Montagne, welche Lebensbeschreibungen liefern, sind mir um so viel angenehmer, wenn sie sich mehr mit Entschliessungen als mit Handlungen, mehr mit dem, was im Innern der Sele als äusserlich vorgeht, beschäftigen. Daher ist Plutarch mein Mann.

Die Denkungsart einer ganzen Versammlung von Menschen oder ganzer Völkerschaften ist freilich von dem Charakter des einzelnen Menschen sehr verschieden und man würde das menschliche Herz sehr wenig kennen, wenn man es nicht auch bey dem grossen Haufen erforschen wollte, allein es bleibt doch eben so wahr, daß man den einzelnen Menschen zu studiren anfangen muß, wenn man die Menschen

schen überhaupt beurtheilen will, und daß derjenige, der die Neigungen iedes einzelnen Menschen vollkommen kennen würde, alles vorhersehen könnte, was ein ganzes Volk zusammen vornehmen würde.

§. 4.

Die alte Geschichte ist ein fürtrefliches Muster für Geschichtschreiber

Man muß aus den schon angeführten Gründen beim Studio des Menschen zu den Alten seine Zuflucht nehmen, besonders, weil alle Familienangelegenheiten und kleinern Vorfälle des Lebens, die indessen wahr und charakteristisch sind, aus den neuern Geschichtsbüchern verbannet sind. Die Menschen werden von unsern Schriftstellern im Privatleben eben so geschmückt, als auf der Schaubühne der Welt. Der Wohlstand, der in den Schriften eben so strenge ist als in den Handlungen, erlaubt nur das öffentlich zu sagen, was er öffentlich zu thun erlaubt, und da man die Menschen beständig in ihren Staatskleidern zeigt, so lernt man sie aus unsern Büchern eben so wenig als auf unsern Schaubühnen kennen. Man mag das Leben der Könige hundertmal und noch einmal so oft beschreiben, so werden wir doch keinen Suetonius erhalten.

Plu-

Plutarch ist durch eben diese bis ins Kleine gehende Beschreibungen, in welche wir uns nicht mehr einzulassen wagen, so hervorstechend. Er besitzt eine unnachahmliche Anmuth, wenn er grosse Männer in kleinen Angelegenheiten darstellt und ist so glücklich in der Wahl seiner Züge, daß oft ein Wort, ein kaum merkliches Lächeln, oder sonst eine Wendung genung ist, um seinen Held zu charakterisiren. Mit einer Scherzrede flößt Hannibal seiner bestürzten Armee wieder Herzhaftigkeit ein, und führt sie mit lachendem Muth in die Schlacht, durch die er Italien befreiete. Wenn Agesilaus auf einem Stock reitet, so liebt man in ihm den Ueberwinder des grossen Königs. Cäsar gieng durch ein armseliges Dorf, unterredete sich mit seinen Freunden, und entdeckte wider Vermuthen den Nichtswürdigen, der sagte: er wollte keinem als den Pompeius gleich werden. Alexander nimmt eine Arzney zu sich, ohne ein Wort dabey zu sagen, und dies ist der schönste Augenblick seines Lebens. Aristides schreibt seinen eigenen Namen auf einem Scherben und rechtfertigt dadurch seinen Beinamen. Philopemenus legt seinen Mantel ab und hauet in der Küche seines Wirths Holz. Dies ist die wahre Kunst zu schildern. Die Physiognomie zeigt sich nicht in den grossen Zügen, und der Charakter nicht in den grossen Handlungen.

lungen. Die Denkungsart des Menschen offenbart sich in kleinen Umständen. Was man öffentlich thut, ist entweder zu alltäglich, oder man hat sich zu sehr darauf bereitet, und der heutige Wohlstand erlaubt den Schriftstellern doch nur, daß sie sich dabey allein aufhalten können.

Einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts, war ohnstreitig der Marschall von Türenne. Man hat es gewagt, seiner Lebensbeschreibung durch solche kleine Vorfälle mehr Interesse zu geben, die ihn bekannt und beliebt machen. Aber wie sehr hat man sich genöthigt gesehen, andere zu unterdrücken, die ihn noch näher bekannt und beliebt gemacht hätten! Ich will nur einen einzigen anführen, den ich von guter Hand erfahren habe, und den Plutarch gewiß nicht ausgelassen, und Ramsay nicht aufgezeichnet haben würde, wann er ihn auch gewußt hätte. An einem heissen Sommertage stand der Vicomte von Türenne einmal in einer kurzen weissen Weste und mit der Nachtmütze am Fenster seines Vorzimmers. Einer von seinen Leuten kam dazu und wurde durch diesen Anzug verführt, ihn für einen der Köche zu halten, mit dem er sehr vertraut war. Er näherte sich demselben von hinten zu ganz sachte, und schlug ihn mit ziemlich schwerer Hand vor den Hintern.

Der Geschlagene kehrte sich sogleich um. Der Bediente erblickte mit Zittern das Gesicht seines Herrn, und warf sich voll Bestürzung zu seinen Füssen: Gnädiger Herr! ich glaubte, es wäre George — Und wann es auch George gewesen wäre, antwortete Türenne, indem er sich den getroffenen Theil seines Körpers rieb, so hättest du doch nicht so stark schlagen müssen. Geschichtschreiber, dergleichen Anekdoten wagt ihr nicht aufzuzeichnen? Aber verdrüßlich könnt ihr uns durch die gehäuften Ehrenbezeugungen machen. Du, edler Jüngling, der du diesen Charakterzug liesest, und die ganze Sanftmuth der Sele, die er selbst in dem ersten Augenblick zeigt, mit gerührtem Herzen empfindest, lies auch die kleinen Handlungen dieses grossen Mannes, wenn sein Herkommen und sein Name glänzen. Erinnere dich, daß dies eben der Türenne ist, der nie vergaß, seinem Neffen den Vorrang zu geben, damit man sehen sollte, daß dies Kind das Haupt eines souverainen Hauses sey. Stelle diese Widersprüche neben einander, liebe die Natur, verachte das Vorurtheil und lerne den Menschen kennen.

Ich sehe aus der Art und Weise, wie man iunge Leute die Geschichte lesen läßt, daß man sie gleichsam in alle die Personen verwandeln will, die sie erblicken, daß man sich bemü-

bemühet, bald Cicero's, bald Traiane, bald Alexanders aus ihnen zu machen, sie abzuschrecken, wenn sie ihre eignen Anlagen entwickeln wollen, ieden misvergnügt über die Unwichtigkeit seiner eignen Person zu machen. Diese Lehrart hat einige Vorzüge, die ich nicht bestreiten will, allein man muß dabey bedenken, daß derienige, der mit sich selbst unbekannt zu werden anfängt, sich bald gänzlich vergessen wird.

§. 5.

Anmerkung über die besondere Geschichte eines ieden Landes.

Dieienigen, welche behaupten, daß die Geschichte des Vaterlandes für ieden die interessanteste ist, behaupten eine Unwahrheit. Es giebt Länder, deren Geschichte man nicht einmal lesen kann, man müßte denn blödsinnig seyn, oder wegen öffentlicher Geschäfte in Unterhandlung stehen. Die interessanteste Geschichte ist dieienige, in welcher man die meisten Beispiele, Sitten, allerley Gattungen von Charakteren, kurz, die meisten Belehrungen findet. Sie werden einwenden, daß man dies alles eben so häufig unter uns antreffe als bey den Alten. Allein, das ist falsch. Schlaget die Geschichte auf und bringt

sie

sie zum Stillschweigen. Sie werden einwenden, daß uns gute Geschichtschreiber fehlen. Aber fraget sie: warum? Es ist falsch. Sorget nur für Materie zu guten Geschichten und — es werden sich gute Geschichtschreiber finden. Endlich werden sie behaupten, daß sich die Menschen zu allen Zeiten gleich sind, daß sie dieselben Tugenden und dieselben Laster an sich haben, und daß man die Alten nur bewundere, weil sie alt sind. Allein das ist eben so falsch. Denn ehemals brachte man grosse Dinge durch kleine Mittel zu Stande, und heut zu Tage thut man das Gegentheil. Die Alten waren Zeitgenossen ihrer Geschichtschreiber, und haben uns sie bewundern gelehrt. Wenn unsere Nachkommenschaft unsere Geschichtschreiber bewundert, so hat sie es nicht von uns gelernt.

Die alten Geschichtschreiber liefern eine Menge von Bemerkungen, aus welchen man vielen Nutzen ziehen konnte, wenn gleich die Begebenheiten, welche dieselben darbieten, falsch seyn sollten. Allein wir verstehen die Kunst nicht, aus der Geschichte, wahre Vortheile zu schöpfen. Die gelehrte Kritik wischt alles hinweg, als ob so viel daran gelegen wäre, daß eine Begebenheit wahr sey, wenn man nur einen nützlichen Unterricht von derselben annehmen kann.

§. 6.

§. 6.

Zweifel über einige Punkte der Geschichte der ersten Zeiten.

* Ich bin stolz darauf, daß ich mit dem Verfasser des Versuchs über den Geist und die Sitten der Nationen und über die Geschichte ** überhaupt einerley Meinung bin. Ich bin weder einer übertriebenen Zweifelsucht, noch einer lächerlichen Leichtgläubigkeit zugethan. Er behauptet, daß die Hauptbegebenheiten wahr, und die Nebenumstände falsch seyn können. Es kann ein ägyptischer Regent gewesen seyn, der den Namen Sesostris von den Griechen erhielt, welche alle ägyptische und asiatische Namen veränderten, so wie die Italiäner London, Londra und wir Londres, die französischen Könige Ludwigs Luigi nennen. Indessen wenn auch ein Sesostris würklich gelebt hat, so ist doch nicht unumstößlich gewiß, daß sein Vater alle ägyptische Kinder, die mit seinem Sohn in einem Monat gebohren wurden, dazu bestimmte, daß sie einmal mit ihm Eroberer der Welt seyn

* *L' Evangile du jour.*

** *Essai sur l'esprit & les moeurs des nations & sur l' histoire generale.*

seyn sollten. Man kann auch daran zw[illegible]feln, daß er diese Kinder alle Morgen fü[illegible] oder sechs Meilen habe laufen lassen, eh[illegible] er ihnen ihr Frühstück gegeben.

Die Wegsetzung des Cyrus in seine[illegible] Kindheit, die dem Crösus gegebenen Orakelsprüche, die Geschichte mit den Ohren des Magiers Smerdis, das Pferd, das seinen Herrn, den Darius, zum König machte, und andere Verschönerungen der Geschichte von dieser Art könnten von denen bestritten werden, welche ihrer Vernunft mehr glauben als Büchern.

Er hat es gewagt zu sagen und sogar bewiesen, daß die alten Denkmale, Feste und feierlichsten Gedächtnistage nicht immer die Wahrheit der vermeinten Begebenheiten ausser Zweifel setzen, die von einem Jahrhundert zum andern der menschlichen Leichtgläubigkeit durch besondere Feierlichkeiten als wahr aufgebürdet worden sind.

Er zeigt, daß, wenn Statüen, Tempel, jährliche wiederholte Gebräuche, angeordnete Spiele und Mysterien Beweise seyn sollten, so würde offenbar daraus folgen, daß Castor und Pollux würklich für die Römer gestritten, und Jupiter sie auf ihrer Flucht aufgehalten hätte. Es würde folgen, daß Ovids Fasti unwiderlegliche Zeugnisse von allen

Wun-

Wunderwerken des alten Roms und alle Tempel Griechenlands Archive der Wahrheit wären.

Wir leben in einem Jahrhundert, in welchem man fast alle Irrthümer aus der Naturlehre verbannet hat. Man darf nicht mehr von einem Feuer- oder Crystallhimmel, noch von einer Feuerkugel im Kreise des Mondes reden. Warum soll es nun dem sonst so schätzbaren Rollin noch erlaubt seyn, uns mit allen Fabeln des Herodots einzuwiegen, und uns, anstatt einer wahren Geschichte, ein Märchen vorzulegen, das Xenophon selbst nur für ein Märchen ausgiebt, uns die fabelhafte Geschichte des Cyrus und seine kleinen listigen Streiche und die angenehme Art, wie er dem Astiages, der nie gelebt, zu trinken reichte, vorzusagen und von neuen zu wiederholen?

§. 7.

Ueber die Schwürigkeit, eine wahre Geschichte vom Ursprung einer Nation an zu erhalten.

Die herumirrende Völker müssen die letzten seyn, die schriftliche Nachrichten aufgesetzt haben, weil es ihnen mehr als den übrigen an Mitteln fehlt, Archive zu veran-

stalten und sie zu erhalten, weil sie wenig Bedürfnisse, wenig Gesetze und wenig erhebliche Vorfälle haben, weil sie nur damit beschäftigt sind, sich ihren Unterhalt zu erbetteln, und sich mit einer mündlichen Ueberlieferung begnügen. Ein kleines Flecken hat nie eine Geschichte gehabt, ein Volk, das keinen festen Wohnsitz hat, noch weniger, und eine einzelne Stadt sehr selten.

Die Geschichte einer Nation kann nur erst sehr spät beschrieben werden. Man fängt mit einigen sehr kurzen allgemeinen Verzeichnissen an, welche so lange als es möglich ist, in einem Tempel oder in einer sichern Burg aufbehalten werden. Ein unglücklicher Krieg zerstört oft diese Jahrbücher, und man muß gleich den Ameisen, deren Wohnung man mit Füssen getreten, zwanzig mal wieder von vorn anfangen. Nach Ablauf vieler Jahre kann eine etwas umständliche Geschichte erst an die Stelle iener unzweckmässigen allgemeinen Verzeichnisse treten, und die erste Geschichte ist immer mit wunderbaren falschen Begebenheiten durchwebt, wodurch man die wahren Begebenheiten ersetzen will, wovon man keine Nachrichten findet. Daher hatten die Griechen ihren Herodot erst in der achtzigsten Olympiade, tausend Jahr nach ihrem ersten Zeitalter, wovon im parischen

schen Marmor Erwähnung geschiht. Fabius Piktor, der älteste römische Geschichtschreiber, schrieb erst zur Zeit des zweeten carthaginensischen Krieges, ohngefähr fünf hundert und vierzig Jahre nach Gründung der Stadt Rom.

Wenn nun diese beiden verständigsten Nationen auf der Welt, die Griechen und Römer, ihre Geschichte so spät angefangen haben, wenn unsere mitternächtlichen Nationen vor dem Gregorius von Tour keine Geschichtschreiber gehabt haben, kann man dann wohl ehrlich glauben, daß die herumschweifenden Tartarn, die auf dem Schnee schlafen, oder die Trogloditen, die sich in Höhlen verbergen, oder die herumziehenden und räuberischen Araber, die auf den Sandbergen umher irren, einen Thucidides und Xenophon gehabt haben? Können sie von ihren Vorfahren etwas genau, sicher und nach der Zeitfolge wissen? Diese allgemeinen Anmerkungen sind nicht gemacht, damit sie auf die Geschichte des Volkes Gottes angewendet werden sollen, welche die älteste, richtigste und unstreitig wahreste ist. Die heiligen Schriftsteller, die unter dem Einfluß des Himmels und des Gottes der Wahrheit schrieben, haben nichts anders als Wahrheiten und göttliche Aussprüche niederschreiben können. Allein, dieser Beistand des Himmels, den sie

 nöthig

nöthig hatten, um nicht zu irren, besonders wie sie die Geschichte der ersten Zeitalter aufschrieben, ist ein neuer Beweis, welcher die Gewißheit widerlegt, die in den Profanscribenten nicht herrschen kann, welche ihren eigenen Einsichten überlassen waren, und oft das Echo der mündlichen Ueberlieferungen des Volks, die ganz verändert worden waren, seyn mußten. Die römische Geschichte liefert uns tausend auffallende Beweise von der Richtigkeit dieser Anmerkungen.

§. 8.

Beweise aus den Jahrbüchern der Römer.

Die Geschichtschreiber erzählen, daß der Gott Mars zwey Kinder von einer Vestalin zu einer Zeit gehabt habe, wo es in Italien noch keine Vestalinnen gab, daß eine Wölfin diese beiden Kinder, anstatt sie zu zerreissen, ernährt habe, daß Castor und Pollux für die Römer stritten, daß sich Curtius in einen Abgrund stürzte, und daß der Abgrund sich sogleich wieder zuschloß. Viel gelehrte Männer haben schon die Begebenheit mit den Gänsen, welche Rom retteten, und die Erzählung vom Camillus, welcher die Armee der Gallier gänzlich aufrieb, in Zweifel gezogen.

Der

Der Sieg des Camillus ist in der That beim Livius sehr glänzend. Allein Polybius, der älter als Livius und mehr Staatsmann ist, sagt gerade das Gegentheil davon. Er versichert, daß die Gallier, die von den Venetern angegriffen zu werden besorgten, in aller Eil und mit reicher Beute Rom verlassen hätten, nachdem sie mit den Römern, die sie geplündert und nicht mehr zu fürchten hatten, Frieden gemacht.

§. 9.

Zweifel in Ansehung der Geschichte des Regulus.

Wird man wohl beim ersten Anblick glauben, was man von der Strafe des Regulus erzählt, den man in einem Fasse, das inwendig mit eisernen Stiften ausgeschlagen war, eingeschlossen haben soll? Diese Todesstrafe ist in der That die einzige in ihrer Art. Allein wie hat Polybius, der fast ein Zeitgenosse desselben war, Polybius, der den römischen und carthaginensischen Krieg so vorzüglich gut beschrieben hat, eine so auffallende und ausserordentliche That mit Stillschweigen übergehen können? Wie hätte überdem ein Volk, so wild und heftig man es auch immer beschreiben mag, es wagen dürfen, —

zu einer Zeit, da die Römer viel vornehme Bürger von Carthago in ihrer Gewalt hatten, an welchen sie sich eben so grausam hätten rächen können, — in Ansehung des Regulus das Völkerrecht auf eine so barbarische Weise zu verletzen? Endlich erzählt Diodor von Sicilien in einem seiner Fragmente, daß, wie die Kinder des Regulus die carthaginensischen Gefangenen übel behandelt hätten, der römische Rath es ihnen verwiesen und das Völkerrecht geltend gemacht hätte. Würde er nicht den Kindern des Regulus eine gerechte Rache erlaubt haben, wenn ihr Vater auf eine unwürdige Weise zu Carthago wäre ums Leben gebracht worden? Die Geschichte von der Strafe des Regulus schlich sich nach und nach ein, der Haß gegen Carthago breitete sie weiter aus; Horaz besang sie, und endlich zweifelte man nicht mehr daran.

Zweites Kapitel.

Von den Aegyptiern.

§. 1.

Von der Beschaffenheit des Bodens in Aegypten.

*Die Ueberschwemmungen des Nils mußten eine lange Zeit alle Kolonien von einem

* *La Philosophie de l'Histoire.*

einem Lande entfernen, das des Jahrs mehr als einmal unter Wasser gesetzt wurde. Dies Wasser, das nicht abtrocknete, sondern sich immer mehr häufte, mußte Aegypten eine geraume Zeit zu einem Morast machen. Ganz anders verhält es sich mit den Ufern des Euphraths, des Tigris, des Indus, des Ganges und anderer Flüsse, die auch fast alle Jahr beim Schmelzen des Schnees übertreten. Ihr Austreten aus den Ufern erstreckt sich nicht sehr weit und die grossen Ebenen, welche dieselben umgeben, verstatten den Ackersleuten die möglichste Freiheit, sich die Fruchtbarkeit des Bodens zu Nutze zu machen. Wir wollen hier besonders anmerken, daß die Pest in Aegypten einmal zehn Jahre herrschte. Sie mußte viel mehr Verwüstungen anrichten, da das Wasser des Nils, das auf dem Boden stehen blieb, seine giftigen Ausdünstungen mit dieser schrecklichen Seuche vereinigte. Die Bevölkerung mußte daher in Aegypten viele Jahre hindurch sehr schwach seyn. Die Troglodisten, welche an den Felsen, die den Nil umschliessen, gebohren wurden, mußten eben so lange als mühsame Arbeiten übernehmen, um Kanäle zu graben, welche den Fluß aufnahmen, um Kabanen aufzurichten, und sie vier und zwanzig Fuß über die Erde zu erhöhen. Und doch mußte man dies thun, ehe man Theben mit hundert Thoren

 bauen

bauen und an Errichtung der Pyramiden denken konnte.

§. 2.

Aegypten wurde erobert, so oft es angegriffen wurde.

Aus den ächtesten Denkmalen der Geschichte ist offenbar, daß die Aegyptier selten ein furchtbares und von seinen Nachbaren würklich gefürchtetes Volk gewesen. Fast nie hat ein Feind die Eroberung ihres Landes, ohne sie glücklich auszuführen, versucht. Die Scythen machten den Anfang. Ihnen folgte Nebukadnezar, der Aegypten ohne Widerstand eroberte, und Cyrus durfte nur einen von seinen Hauptleuten dahin schicken. Da es sich unter dem Cambyses empörte, so hatte er nur einen Feldzug nöthig, um es wieder zum Gehorsam zu bringen, und dieser Cambyses zeigte so viel Verachtung gegen die Aegyptier, daß er ihren Gott Apis in ihrer Gegenwart umbrachte. Ochus machte Aegypten zu einer Provinz seines Reichs. Alexander, Cäsar, Augustus, der Calif Omar eroberten Aegypten mit eben der Leichtigkeit. Auch die colchischen Völker bemächtigten sich, unter den Namen Mameluцken, Aegyptens zur Zeit der Kreutzzüge. Endlich machte sich Selim,

so wie alle, die sich Aegypten genähert hatten, in einem Feldzuge zum Herrn desselben. Wenn die Aegyptier zur Zeit der Kreutzzüge mehr Muth und Entschlossenheit zu verrathen schienen, so kam dies daher, weil sie von der Militz der colchischen Mamelucken angeführt wurden.

§. 3.

Vom Ursprung der bedeutenden Zeichen unter den Menschen und des Alphabeths.

Die Hyerogliphen, die Charaktere des ägyptischen Alphabeths, welche die Zeit unverletzt aufbehalten, und die man noch auf den Obelisken eingegraben findet, haben mit den Buchstaben anderer Völker keine Aehnlichkeit. Ehe die Menschen die Hyerogliphen erfunden, hatten sie ohne Zweifel bedeutende Zeichen. Denn was haben die ersten Menschen anders thun können, als was wir thun, wenn wir uns an ihrer Stelle befinden. Wenn ein Kind in einem Lande ist, dessen Sprache es nicht kennt, so spricht es durch Zeichen. Versteht man es nicht, so mahlt es dasienige, was es verlangt, mit einer Kohle an einer Wand. Dies pflegt das Kind zu thun, wenn es auch wenig Verstand hat.

Man

Man mahlte also dasienige, was man andern zu verstehen geben wollte, anfänglich ganz grob und die Kunst zu mahlen war ohne Zweifel älter als die Kunst zu schreiben. So schrieben die Mexikaner und Peruaner. Indessen hatten sie es in dieser Kunst nicht weit gebracht. So verhielt es sich bey allen alten gesitteten Völkern. Mit der Zeit erfand man die symbolischen Figuren. Zwo zusammen gegebene Hände bedeuteten den Frieden, Pfeile stellten den Krieg vor, ein Auge bezeichnete die Gottheit, ein Scepter zeigte die königliche Würde an, und Linien, welche diese Figuren vereinigten, druckten kurze Redensarten aus. Die Chineser erfanden endlich Charaktere, um iedes Wort ihrer Sprache auszudrücken. Allein, welches Volk erfand das Alphabeth, das uns dadurch, daß man die verschiedenen Töne, die man hervorbringen kann, dem Auge darstellt, in den Stand sezt, alle mögliche Wörter mit leichter Mühe schriftlich zu verbinden? Wer kann die Menschen auf diese Art lehren, ihre Gedanken so leicht niederzuschreiben? Ich will hier nicht alle Erzählungen der Alten von der Kunst, welche alle übrige Künste verewigt, wiederholen. Ich will nur anführen, daß viel Jahrhunderte nöthig gewesen sind, ehe man so weit hat kommen können?

Die

Die Aegyptier hielten besonders auf ihre ersten Zeichen sehr sorgfältig. Es ist ganz eigen, auf ihren Denkmälern eine Schlange zu sehen, die sich in den Schwanz beißt und die zwölf Monathe des Jahrs ausdrückt, und diese zwölf Monathe werden wieder ieder durch gewisse Thiere bezeichnet, die aber von den Thieren des sogenannten Thierkreises verschieden sind, welche wir kennen. Man siehet auch die fünf Tage, die nachher den zwölf Monathen beigefügt worden sind, in der Gestalt einer kleinen Schlange, auf welcher fünf Figuren befindlich sind, nemlich ein Sperber, ein Mensch, ein Hund, ein Löwe und ein Ibis. Man kann sie im Kircher nach den in Rom aufbehaltenen Denkmälern abgezeichnet sehen.

§. 4.

Von den ägyptischen Denkmälern.

Da die Aegyptier ihren Boden durch das Ableiten des Flusses fruchtbar gemacht hatten, und die Dörfer in reiche Städte verwandelt wurden, so wurden nicht nur die zu den Bedürfnissen des Lebens erforderlichen Künste zur Vollkommenheit gebracht, sondern auch die zur Pracht dienenden Künste fiengen an, in Ansehen zu kommen. Es fanden sich

Regen=

Regenten, welche ihre Unterthanen und einige benachbarten Araber dazu brauchten, daß sie ihre Palläste und Grabmäler in Pyramidenform durch sie bauen, ungeheure Steine in den Steinbrüchen von Oberägypten brechen, sie auf Flößen bis nach Memphis schiffen, und auf massiven Säulen grosse platte Steine ohne Geschmack und Proportion aufrichten liessen. Sie kannten das Grosse, aber nicht das Schöne. Sie waren die Lehrer der ersten Griechen. Allein nachher wurden die Griechen in allen Stücken ihre Meister, nachdem sie Alexandrien erbauet hatten. Traurig ist es, daß in dem Kriege Cäsars die Hälfte der Bibliothek der Ptolemäer verbrannt worden ist, und daß die andre Hälfte zur Erwärmung der Bäder der Muselmänner hat dienen müssen, nachdem Omar Aegypten unteriochte. Man würde wenigstens den Ursprung des Aberglaubens womit dies Volk angesteckt war, das Chaos seiner Philosophie, und manches von seinen Alterthümern und Wissenschaften haben kennen lernen.

Man muß nothwendig annehmen, daß sie lange Zeit in Frieden gelebt haben, weil ihre Regenten Zeit und Musse hatten, die ungeheuren Gebäude aufzuführen, von welchen die meisten noch vorhanden sind. Die Pyramiden erfoderten viel Jahre und grosse Kosten. Es mußte ein zahlreicher Theil der

Nation mit fremden Sklaven lange Zeit zu den grossen Werken gebraucht werden. Die Eitelkeit hatte ohne Zweifel einigen Antheil daran. Es war einer von den alten ägyptischen Königen, der entweder seinem Vater oder sich selbst die schönste Pyramide errichtete, und wozu ihm die in Knechtschaft lebenden hülfliche Hand leisteten. In Ansehung des Aberglaubens weiß man, daß diese Pyramiden Grabmäler waren, die man durch den Wahn verführt, aufbauete, daß die Sele nach tausend Jahren wieder in den Körper zurückkehrte. Man wollte, daß der Körper völlige tausend Jahre vor der Verwesung sicher seyn sollte. Daher balsamirte man ihn mit so ängstlicher Sorgfalt ein, und um ihn schädlichen Zufällen zu entziehen, schloß man ihn in einer Steinmasse ein, der sich kein Unfall nähern konnte. Die Könige und Grossen liessen sich Grabmäler in einer Gestalt aufrichten, welche den Zerstörungen der Zeit am wenigsten unterworfen war. Ihre Körper haben sich über die menschliche Erwartung erhalten. Man hat heut zu Tage ägyptische Mummien, die älter als vier tausend Jahr sind, und die todten Körper haben so lange gedauert als die Pyramiden.

Die Meinung von einer nach zehn Jahrhunderten zu erwartenden Auferstehung ist nach-

nachher zu den Griechen, den Schülern der Aegyptier und zu den Römern, den Schülern der Griechen übergegangen. Man findet sie im sechsten Buch der Aeneide, welches nichts anders als eine Beschreibung der Mysterien der Isis und der eleusinischen Ceres ist.

Has omnes, ubi mille rotam volvêre per annos,
Lethaeum ad fluvium Deus advocat agmine magno,
Scilicet ut memores supera & convexa revisant.*

Eben diese Lehre, die man den Heiden leicht vergeben konnte, wurde von einigen Christen angenommen, welches nicht zu entschuldigen war, da das Evangelium ihre Einsichten so verbessert hat. Man nennet sie die Sekte, welche ein tausendjähriges Reich erwartet. So sind viele Meinungen in allen Weltgegenden ausgebreitet worden. Hieraus ergiebt

* Nachdem die Zeit endlich alle Flecken dieser Selen wird weggelöscht, und sie die Reinigkeit ihres himmlischen Ursprungs und ihr einfaches Wesen werden wieder erlangt haben, so führt sie nach tausend Jahren ein Gott an die Ufer des Flusses der Vergessenheit, um sie wieder ins Leben zurückzurufen, und ihren Wünschen gemäs mit ihren neuen Körpern wieder zu vereinigen.

giebt es sich nun zur Genüge, in welcher Absicht man die Pyramiden bauete. Ich will hier nicht wiederholen, was man schon so oft von ihrer Bau- und Meßkunst gesagt hat. Ich untersuche nur die Geschichte des menschlichen Verstandes.

§. 5.

Ursach des Aberglaubens der Aegyptier.

* Wie wäre es möglich gewesen, daß das Volk nicht hätte das abergläubischste auf der Welt seyn sollen? Aegypten war ein Land voll Bezauberung. Die Einbildungskraft wurde in demselben beständig durch grosse und wunderbare Gegenstände in Thätigkeit gesetzt. An allen Orten waren Anblicke, welche Schrecken und Erstaunen würkten. Ihr Regent war ein Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens. Gleich dem Blitz, der in dicke Wolken gehüllt, in denselben mit mehr Hoheit und Maiestät zu donnern scheint, gab der Monarch aus dem Innern seiner Labyrinthe und seines Pallastes seine Befehle. Die Könige zeigten sich ihnen nur in dem schreckenden und furchtbaren Ansehen einer Macht, die von himmlischer

* *De l'esprit.*

scher Abkunft unter ihnen erhöhet worden war. Der Tod ihrer Könige war der Zeitpunkt, wo sie unter die Götter aufgenommen wurden. Die Erde sank fast unter der Last ihrer Mausoläen nieder. Mächtige Götter! Aegypten war durch sie mit stolzen Obelisken, die mit sonderbahren Innschriften prangten, und mit ungeheuren Pyramiden bedeckt, deren Spitzen bis an den Himmel reichten. Wohlthätige Götter, sie hatten iene Seen gehöhlt, welche Aegypten bey der Nachlässigkeit der Natur stolze Sicherheit verschaften.

Furchtbarer als der Thron und seine Monarchen waren die Tempel und ihre Priester, welche die Einbildungskraft der Aegyptier noch mehr täuschten. In einem dieser Tempel war der Coloß Serapis, dem sich kein Sterblicher zu nähern wagte. Von der Dauer dieses Colossen hieng die Dauer der Welt ab. Wer dies gegossene Bild zertrümmert hätte, würde die Welt in ihr voriges Nichts zurückgestürzt haben. Die Leichtgläubigkeit hatte keine Gränzen. In ganz Aegypten waren nichts als Räzel, Wunder und Geheimnisse. Alle Tempel ertheilten göttliche Aussprüche — alle Höhlen schallten von einem grauenvollen Geheule wieder. Ueberall sahe man zitternde Dreifüsse, wüthende Priesterinnen, Opfer, Priester, Zauberer,

herer, die mit der Macht der Götter ausgerüstet, in ihrem Namen Rache üben sollten.

Die Philosophen, welche die Waffen gegen den Aberglauben ergriffen, lehnten sich wider ihn auf. Allein, da sie bald darauf in die Irrgänge einer zu abstrakten Philosophie hineingezogen wurden, so theilte ihr Streit ihre Meinungen darüber. Eigennutz und Schwärmerey machen sich diese Theilung zu Nutze, und bereichern das Chaos ihrer verschiedenen Systeme, und die herrlichen Mysterien der Isis, des Osiris und Horus kommen zum Vorschein. Da es nun mit den geheimnißvollen und erhabenen Finsternissen der Theologie und Religion bedeckt war, so wurde der Betrug nicht mehr erkannt. Wurden ihn einige Aegyptier bey dem unsichern Schimmer des Zweifels gewahr, so verschloß die Rache, welche über dem Haupte der Unbescheidenen ihr Schwerdt gezuckt hielt, ihre Augen dem Licht und ihren Mund der Wahrheit wieder. Selbst die Könige, welche, um sich gegen ieden Angrif in Sicherheit zu setzen, im Anfange gemeinschaftlich mit den Priestern, Schrecken und Aberglauben und alle die Phantome, die im Gefolge derselben sind, um ihren Thron versammlet hatten, die Könige selbst, sage ich, wurden dadurch in Furcht gesetzt. Sie

säumten nicht, ihre iungen Prinze den Tempeln als ein heiliges Pfand anzuvertrauen. Traurige Epoche der Tyranney der ägyptischen Priester! und doch konnte man ihrer Macht damals keine Gränzen setzen. Die Regenten wurden von ihrer Kindheit an in den Fesseln der Vorurtheile gefangen gehalten. Aus Freien und Unabhängigen wurden sie Sklaven und Opfer der Priester, ob sie gleich diese Priester für Betrüger und besoldete Schwärmer erkannten. Die Völker, als Nachahmer ihrer Könige folgten ihrem Beispiel und ganz Aegypten warf sich zu den Füssen des Priesters und vor den Altären des Aberglaubens nieder.

§. 6.

Betete dies Volk würklich Knoblauch, Ochsen, u. s. w. an?

* Wir wollen über die Geschichte des Volks Gottes keine Zweifel aufwerfen. Alles ist in derselben Geheimniß und Prophezeihung, weil dies Volk ein Vorläufer der Christen ist.

Da die Geschichte der Aegyptier keine göttliche Geschichte ist, so ist es erlaubt, sich über

* *L' Evangile du jour.*

über dieselbe aufzuhalten. Man hat dies schon mit einem guten Erfolg in Ansehung der achtzehn tausend Städte und der Stadt Theben mit den hundert Thoren gethan, aus welchen eine Million Soldaten kam, wornach man annehmen müßte, daß Theben hundert Millionen Einwohner gehabt, da hingegen ganz Aegypten heutiges Tages nur drey Millionen Einwohner in sich schließt.

Fast alles, was man von dem alten Aegypten erzählt, ist wahrscheinlich mit einer Feder geschrieben worden, die man aus einem Flügel des Phönix genommen, der sich alle fünf hundert Jahr in dem Tempel zu Hieropolis verbrandte, um wieder von neuem aufzuleben.

Beteten die Aegyptier würklich Ochsen, Böcke, Crocodille, Affen, Katzen und andere Dinge bis zum Knoblauch an? Wovon hätten sie gelebt, wenn sie alle Ochsen und allen Knoblauch angebetet hätten? Der Verfasser des Essai sur l' histoire generale & sur les moeurs des nations, hat diesen Knoten aufgelößt, und sagt, daß man einen grossen Unterschied zwischen dem geheiligten und dem gewöhnlichen Knoblauch machen müsse. Der Ochse Apis war geheiligt, allein die übrigen Ochsen wurden von den Priestern und von dem ganzen Volk gegessen.

Eine Stadt in Aegypten hatte eine Katze geheiligt, um den Göttern ihren Dank dafür abzustatten, daß sie Katzen haben entstehen lassen, welche die Mäuse fressen. Diodor von Sicilien erzählt, daß die Aegyptier zu seiner Zeit einen Römer ermordet hätten, weil er das Unglück gehabt, aus Unachtsamkeit eine Katze ums Leben zu bringen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies die geheiligte Katze war. Ich mögte in Holland keinen Storch tödten. Man ist daselbst überzeugt, daß sie den Häusern Glück bringen, auf deren Dächern sie ihr Nest bauen. Ein Holländer von übler Laune würde mich seinen Storch theuer bezahlen lassen.

In einer gewissen Gegend Aegyptens nahe am Nil gab es einen heiligen Crocodil. Die Absicht war, von den Göttern dadurch zu erhalten, daß die Crocodile nicht so viel kleine Kinder fressen mögten. Origenes, der in Alexandrien wohnte, und der von der Religion des Landes wohl unterrichtet seyn konnte, drückt sich in seiner Antwort an den Celsus im dritten Buche so aus: „Wir ahmen „die Aegyptier in der Verehrung der Isis und „des Osiris nicht nach. Wir verehren auch „die Minerva nicht, wie die Einwohner von „Sais thun.„ An einem andern Ort sagt er: „Ammon giebt nicht zu, daß die Be„woh-

„wohner der Stadt Apis bey Lybien Kühe „essen.„ Aus diesen Stellen ist offenbar, daß man die Isis und den Osiris anbethete. Er sagt auch noch: „Es sey nichts übles, „sich gewisser Thiere zu enthalten, die den „Menschen nützlich wären. Aber einen Cro„codil zu schonen, ihn einer, ich weiß selbst „nicht welcher, Gottheit geheiligt halten, ist „das nicht die größte Thorheit?„

Es erhellet aus allen diesen Stellen, daß die ägyptischen Priester die Götter und nicht die Thiere anbetheten. Taglöhner und alte Weiber mögen freilich wohl das geheiligte Thier für eine Gottheit gehalten haben. Es kann auch wohl seyn, daß die Andächtigen selbst in ihrem Eifer durch einige unwissende ägyptische Theologen dazu sind aufgemuntert worden, und daß es Ketzereien mag gegeben haben.

Der Verfasser der Philosophie de l'histoire sagt hierüber: Die ägyptischen Priester unterhielten einen heiligen Ochsen, einen heiligen Hund und ein heiliges Crocodil! Allerdings — hatten doch die Römer auch heilige Gänse. Sie hatten Götter von allerley Art. Man sahe unter ihren Hausgöttern den Deum stercutium und den Deum crepitum. Allein, kannten sie den Deum optimum, maximum, den Höchsten unter Göttern und Menschen, weniger? Wo ist das Land,

das nicht eine Menge abergläubischer und eine kleine Anzahl kluger Köpfe gehabt?

Man muß überhaupt von Aegypten und von allen Völkern anmerken, daß sie nie beständige Meinungen gehabt, so wie sie nie sich stets gleiche Gesetze gehabt haben, ohngeachtet die Menschen gemeiniglich viel Anhänglichkeit an ihren alten Gebräuchen zu haben pflegen. Es ist nichts unveränderlich als die göttlichen Wahrheiten und die Geometrie. Alles übrige ist eine beständige Veränderung.

Die Gelehrten streiten und werden sich ferner streiten. Der eine behauptet, daß alle Völker Götzendiener gewesen sind. Der andere läugnet es. Der eine sagt, daß sie nur einen Gott ohne Bildniß angebethet, der andere hingegen, daß sie viel Götter in vielen Bildern verehrt haben. Sie haben alle Recht. Man darf nur die Zeiten und Menschen unterscheiden, die sich verändert haben. Nie ist in irgend einer Sache eine allgemeine Uebereinstimmung gewesen. Wann die Ptolemäer und die obersten Priester über den Ochsen Apis spotteten, so fiel das Volk vor ihm auf den Knieen.

Juvenal sagt, daß die Aegyptier Knoblauch göttlich verehrten. Allein kein Geschichtschreiber hat es erzählt. Es ist ein grosser Unterschied zwischen geweiheten Knoblauch

und

und dem Knoblauch, der ein Gott seyn soll. Man bethet nicht alles an, was man auf einen Altar setzt, oder auf demselben weihet.

§. 7.

Aegypten erkannte ein höchstes Wesen.

Erkannte wohl bey allem dem Aberglauben, womit der ägyptische Gottesdienst vermischt war, das Volk einen höchsten Gott? Man glaubt, dies behaupten zu können, und gründet sich auf die alte Innschrift der Statüe der Isis: **Ich bin, was würklich ist**, und auf die andere: **Ich bin alles, was gewesen ist und seyn wird. Kein Sterblicher wird meine Decke hinweg ziehen können.** Man kann auch die Erdkugel als einen Beweis davon anführen, welche über die Thür des Tempels zu Memphis stand und die Einheit der göttlichen Natur unter dem Namen **Knef** vorstellte. Selbst der heiligste Name der Aegyptier war derselbe, dessen sich die Hebräer bedienten, Y ha ho, oder wie andere ihn ausgesprochen haben, J ha hu, welcher den ewigen Gott bedeutet. Die Araber haben nur die Sylbe Hu davon behalten, welche endlich von den Türken angenommen worden ist, die dieselbe indessen nur in ihren Gebethen gebraucheu. Wir wollen hier

hier im Vorbeigehen anführen, daß, wie der türkische Abgesandte, Said Effendi, in Paris den adlichen Bürger auf der Bühne vorstellen und besonders den komischen Auftritt sahe, in welchem er als Türke erscheint, dies Vergnügen als die schrecklichste Entheiligung betrachtete, so bald er den heiligen Namen Hu mit Spott und unziemenden Geberden aussprechen hörte.

Ich will mich nicht bey der Untersuchung der in Aegypten so berühmten Geheimnisse der Isis und Ceres aufhalten, sondern nur das Gebeth abschreiben, das bey des Lucius Aufnahme in dieselben verrichtet wurde. Es wird vom Apuleius angeführt und muß ein altes Gebeth seyn: „Die himmlischen „Mächte müssen dir dienen, die Hölle dir „unterworfen seyn, die Welt sich unter deiner „Hand wälzen, deine Füsse auf den „Tartarus treten, die Sterne auf deinen „Ruf antworten, die Jahrszeiten auf deinen „Befehl wiederkommen, und die Elemente „dir gehorchen u. s. w.„

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

§. 1.

Von den erfolgten Naturveränderungen in Griechenland.

Griechenland ist ein kleines bergigtes Land, welches durch das Meer durchschnitten wird, und fast mit Großbrittannien einerley Umfang hat. Alles tritt in diesem Lande zum Beweise auf, daß es wichtige Naturveränderungen hat erfahren müssen. Die Inseln, die es umgeben, zeigen durch die unaufhörlichen Klippen am Ufer, durch die Seichtigkeit des Meers und durch die Kräuter und Wurzeln, die unter dem Wasser wachsen, genugsam an, daß sie von dem festen Lande abgerissen worden sind. Die Meerbusen bey Eubda, Chalcis, Argos, Corinth, Actium und Messina überführen iedes Auge, daß sich das Meer in das feste Land hineingedrängt habe. Die Meermuscheln, womit die Gebürge angefüllt sind, die das berühmte Thal Tempe umschliessen, sind augenscheinliche Zeugnisse einer alten Ueberschwemmung. Die Ueberschwemmung des Ogyges und Deukalion, die zu so vielen Fabeln Anlaß gegeben, haben

haben die historische Wahrheit für sich, und haben wahrscheinlich die Griechen zu einem so neuen Volke gemacht. Diese grossen Veränderungen stürzten es wieder in die Barbarey zurück, wann die asiatischen und ägyptischen Völker in dem blühendesten Zustande waren.

§. 2.

Von der Aufklärung in Attika und dem Fortschritt der Künste in Griechenland.

Die Athenienser, die in einem sehr unfruchtbaren Erdstrich zerstreuet waren, berichten uns selbst, daß ein Aegyptier Namens Cecrops, der aus seinem Vaterlande vertrieben worden war, sie zuerst unterwiesen habe. Dies scheint befremdend zu seyn, da die Aegyptier die Schiffarth nicht verstanden. Indessen haben vielleicht die Phönicier, die zu allen Nationen reißten, diesen Cecrops nach Attika geführt. Ganz sicher ist, daß die Griechen die ägyptischen Buchstaben nicht annahmen, welchen die ihrigen gar nicht gleichen. Die Phönicier machten ihnen zuerst ihr Alphabeth bekannt, das damals nur aus sechszehn Buchstaben bestand, welche augenscheinlich noch dieselben sind. Die Phönicier fügten hierauf noch acht andere Buchstaben

bey, welche die Griechen auch annahmen. Ich sehe das Alphabeth als einen zuverlässigen Beweis von dem Lande an, aus welchem eine Nation ihre ersten Kenntnisse erhalten hat. Es scheint auch sehr wahrscheinlich zu seyn, daß die Phönicier die Silberbergwerke nutzten, die in Attika waren, so, wie sie die spanischen bearbeiteten. Kaufleute waren die ersten Lehrer der Griechen eben, die hernach alle andere Nationen unterrichteten.

So roh auch dies Volk zur Zeit des Ogyges war, so scheint es doch mit vortheilhaftern Anlagen zur Kultur der schönen Künste gebohren zu seyn, als alle übrige Völker. Sie hatten in ihrem ganzen Wesen etwas vorzüglich feines und zartes, wovon selbst ihre Sprache ein Beweis ist. Denn man siehet sogar, noch ehe sie schreiben konnten, daß sie in ihrer Sprache eine harmonische Mischung von sanften Konsonanten und Vokalen hatten, die kein Volk in Asien iemals gehabt hat. Wie sich die Griechen an den Küsten von Kleinasien ausbreiteten, so brachten sie diese Harmonie daselbst mit hin. Die fürtreflichste Baukunst, die bis zur Vollkommenheit gebrachte Bildhauerkunst, die Mahlerey, die Musik, die wahre Dichtkunst und Beredsamkeit, die Kunst, eine gute Geschichte zu schreiben, kurz die Philosophie selbst, wenn

gleich

gleich unentwickelt und dunkel, alle diese genannten Künste kamen zu den übrigen Völkern lediglich von den Griechen. Diese letzten erhielten in allem den Vorzug von ihren Lehrern. Das alte Balbek in Syrien, das alte Palmyra in Arabien bekamen erst die regelmässigen und herrlichen Palläste und Tempel, wie die Regenten dieser Länder die Künstler aus Griechenland kommen liessen. Man siehet nichts als Ueberreste der Barbarey in den Ruinen von Persepolis, das von den Persern erbauet wurde. Die Denkmale von Balbek und Palmyra sind hingegen noch in ihrem Schutt Meisterstücke der Baukunst.

§. 3.

Von den Gesetzgebern Griechenlands, dem Minos, Orpheus und Zaleukus.

Minos war ein sehr strenger Gesetzgeber. Man glaubt, daß er nach seinem Tode die Selen der Verstorbenen in dem unterirrdischen Reiche richtete. Es ist bekannt, daß der Glaube an ein anderes Leben damals in einem ziemlich grossen Theil Asiens und Europa's allgemein ausgebreitet war.

Orpheus ist eine eben so würkliche Person als Minos. Der parische Marmor thut

zwar

zwar seiner nicht Erwähnung, vielleicht weil er nicht in dem eigentlichen Griechenland, sondern in Thracia gebohren war. Einige haben an der Würklichkeit des ersten Orpheus gezweifelt, wozu sie eine Stelle des Cicero in seinem fürtreflichen Buche von der Natur der Götter veranlaßt hat. Cotta, einer von den sich unterredenden, behauptet, Aristoteles glaube nicht, daß dieser Orpheus bey den Griechen gewesen sey. Allein, Aristoteles redet in den Werken, die wir von ihm haben, nicht von ihm. Die Meinung des Cotta ist überdem nicht die des Cicero. Hundert andere Schriftsteller reden vom Orpheus. Die Mysterien, die nach ihm genennet werden, zeigten von ihm. Pausanias, einer der genauesten Schriftsteller, welche die Griechen iemals gehabt, sagt, daß seine Verse bey den heiligen Gebräuchen gesungen und den Versen des Homers, der erst lange Zeit nach ihm lebte, vorgezogen wurden. Man weiß wohl, daß er nicht in die Hölle hinabstieg. Allein, diese Fabel beweiset doch, daß die Hölle eine Lehre der Theologie iener alten Zeiten war. Die Meinung von der Fortdauer der Sele nach dem Tode, ätherische Selen, Schatten des Körpers, abgeschiedene Selen, und der Glaube an Strafen und Belohnungen in einem andern Leben, wurden

in

in ganz Griechenland, auf den Inseln, in Asien und Aegypten angenommen.

Kann man wohl etwas schöners und nüzlichers sehen als den Anfang der Geseze des Zaleukus, der vor dem Pythagoras lebte und die erste obrigkeitliche Person der Lokrier war? „Jeder Bürger, sagt er, muß von „dem Dasein eines Gottes überzeugt seyn. „Man darf nur die Ordnung und Harmonie „der Welt betrachten, um sich zu überzeugen, „daß das Ohngefähr sie nicht hervorgebracht „haben kann. Man muß seine Sele beherr„schen, reinigen, alles Böse von ihr entfernen „und sich überführen, daß Gott von Ver„kehrtgesinnten nicht wohl gedienet werden „kann, und daß er den beklagenswürdigen „Sterblichen nicht gleich sey, die sich durch „herrliche Gebräuche und prächtige Opfer „rühren lassen. Nur die Tugend und die „beständige Neigung, Gutes zu thun, kön„nen ihm gefallen. Man bemühe sich also, „in seinen Grundsäzen und in seiner Auffüh„rung gerecht zu seyn. Dann wird man „der Gottheit angenehm werden. Ein ieder „muß das, was ihm Schande macht, viel„mehr scheuen, als das, was ihn in Armuth „bringt. Man muß den für den besten Bür„ger halten, der, um gerecht zu bleiben, das „Glück verachtet. Allein dieienigen, welche

„sich von ihren heftigen Leidenschaften zum „Bösen hinreissen lassen, Männer und Wei„ber, Bürger und blosse Unterthanen müssen „erinnert werden, an die Götter zu den„ken, sich das strenge Gericht, das sie über „die Lasterhaften halten werden, oft vor„zustellen, und die Stunde des Todes, die „unglückliche Stunde vor Augen zu haben, „die auf uns alle wartet, wo das Anden„ken an Vergehungen Gewissensbisse er„zeugt und Reue darüber hervorbringt, „daß man in seinen Handlungen die Bil„ligkeit verachtet.

„Ein ieder muß sich in iedem Augen„blick so verhalten, als ob es der letzte „Augenblick seines Lebens wäre. Wenn „ihn aber ein Bösewicht zum Laster ver„führt, so fliehe er zu den Füssen des Al„tars, bitte den Himmel, einen solchen La„sterhaften weit von ihm zu entfernen, „werfe sich besonders in die Arme der Red„lichdenkenden, deren Rathgebungen ihn „zur Tugend zurückführen werden, wenn „sie ihm die Güte und den Zorn Got„tes vorstellen.„

Viertes Kapitel.

Von den Römern.

§. 1.

Ursprung der Stadt Rom.

*Die Römer können unter den alten Völkern nicht mit begriffen werden — sie sind zu neu. Rom ist nur sieben hundert und funfzig Jahre älter als unsere gemeine Zeitrechnung. Da es Gebräuche und Gesetze einführte, so nahm es dieselben von den Toskanern und Griechen an. Die Toskaner theilten demselben den Aberglauben der Wahrsager mit. Die Griechen verschaften den Römern das Gesetz der zwölf Tafeln. Ein Volk, das seine Gesetze und Götter bey einem andern Volke suchte, mußte ein kleines und ungebildetes Volk seyn und das waren die ersten Römer würklich. Ihr Gebiet war zur Zeit der Könige und der ersten Konsuls nicht grösser als das Gebiet von Ragusa. Man muß hier unter den Königen und ersten Konsuls wohl nicht solche Monarchen verstehen, als Cyrus und seine Nachfolger waren. Das Oberhaupt eines

* *La Philosophie de l'Histoire.*

eines kleinen Haufens Räuber kann weder sehr mächtig, noch sehr herschsüchtig seyn. Der Raub wird gemeinschaftlich getheilt, und ieder behält seine Freiheit als sein Eigenthum.

§. 2.

Ferneres Schicksal ihrer Bewohner.

Wenn man den römischen Geschichtschreibern Glauben beimessen kann, so fieng dies kleine Volk damit an, daß es die Töchter und Güter seiner Nachbaren raubte. Es hätte vertilgt werden müssen. Allein ihr wildes Wesen und die Nothwendigkeit, welche es zu diesen Räubereien antrieb, begleiteten diese Unternehmungen mit einem glücklichen Erfolg. Es erhielt sich und lebte in beständigem Kriege und da es endlich nach vier Jahrhunderten viel kriegerischer war als alle übrige Völker, so machte es sich alle übrige eins nach dem andern vom adriatischen Meerbusen bis zum Euphrat unterwürfig.

Mitten unter den Räubereien und Eroberungen herrschte die Liebe zum Vaterlande stets unter ihnen bis zum Sylla. Diese Liebe zum Vaterlande bestand in mehr als vier hundert Jahren darin, daß man das andern Nationen geraubte zur allgemeinen Masse

 fügte.

fügte. Allein in der Republik selbst fanden sehr grosse Tugenden statt. Wie die Römer mit der Zeit gesitteter wurden, so wurden sie zuletzt die Gesetzgeber im Occident.

§. 3.

Vergleichung der Griechen und Römer.

Die Griechen scheinen in den ersten Zeiten ihrer Republick eine den Römern in allen überlegene Nation zu seyn. Diese gehen aus ihren Raubnest, den sieben Hügeln, mit Bündeln Heu, welche die Stelle der Fahnen vertreten mußten, nur hervor, um die benachbarten Dörfer zu berauben. Jene hingegen beschäftigen sich nur mit Vertheidigung ihrer Freiheit. Die Römer berauben vier oder fünf Meilen im Umkreise die Volscer und Antiater. Die Griechen schlagen die unzählbare Armeen des grossen Königs der Perser zurück und besiegen ihn zu Wasser und zu Lande. Diese siegenden Griechen treiben und vervollkommnen alle schönen Künste, und die Römer kennen sie gegen die Zeiten des Scipio Afrikanus nicht einmal.

§. 4.

Von der Religion der Römer.

Die Römer nahmen nach ihren Gesetzen alle Götter der Griechen an, die sogar für die

die unbekannten Götter Altäre hatten. Die zwölf Tafeln geben das Gesetz: Separatim nemo habessit deos, neve advenas, nisi publice adscitos. Niemand solle fremde und neue Götter annehmen, die nicht öffentlich anerkannt wären. Man führte indessen viel Gebräuche öffentlich ein, andere wurden geduldet und man sahe endlich in Rom alle Gottheiten der ganzen Welt vereinigt, und eine freie Aufnahme aller Götter. Doch ist gewiß, daß die Römer, so wie die Griechen, ausser diesem Haufen von Untergottheiten einen höchsten und unabhängigen Gott anbetheten. Jupiter war der einzige, den man als den Gott des Donners ansahe, und den man allein den höchsten und gütigsten nannte, Deum optimum maximum. So findet man auch von Italien bis China die Anbetung eines höchsten Gottes allgemein eingeführt.

§. 5.

Vom Wachsthum und Verfall der römischen Macht.

Die Römer, die kaum drey tausend Selen ausmachten, und unter dem Romulus nur ein Städtgen von tausend Schritten im Umfang besassen, wurden mit der Zeit die mächtigsten Eroberer der Erde. Sie ver-

dienten zwar dies Glück wegen ihres Muths, ihrer Klugheit und der grossen Kunst, sich die Fehler und die Künste ihrer Nachbaren zu Nutze zu machen. Konnten sie sich anfangs in mehr als vier hundert und funfzig Jahren nur ein Gebiet von vier und zwanzig Meilen unterwürfig machen, so kam dies daher, weil sie nur eine kleine Anzahl ausmachten, und nur nach und nach mit so kleinen Völkern, als sie selbst waren, zu streiten hatten. Allein, da sie endlich ihre überwundene Nachbaren mit sich verbunden hatten, so waren sie stark genug, dem Pyrrhus zu widerstehen. Wie dann alle kleine Völker, welche sie umgaben, römisch geworden waren, so entstand daraus ein ganz kriegerisch Volk, das furchtbar genug, und in Stande war, Carthago zu zerstören. Diese Ueberwinder brauchten sieben hundert Jahre, um sich ein Reich zu verschaffen, das beinahe eben so groß war als das, welches Alexander in sieben oder acht Jahren eroberte. Die Ursach davon ist vielleicht, weil Rom stets mit kriegerischen Völkern zu streiten und der macedonische König nur mit weichlichen Nationen zu thun hatte. Die Barbaren zerstörten dies grosse und furchtbare Reich, weil sie stärker und kriegerischer waren als die Römer, die unter dem Honorius und seinen Nachfolgern in Weichlichkeit herabsanken. Da die Cimbrer zu

des Marius Zeiten Italien bedroheten, so hätten die Römer vorher sehen sollen, daß die Cimbrer, d. h. die nordischen Völker, das Reich zerstören würden, wenn kein Marius vorhanden wäre. Die Schwäche der Kaiser, die unaufhörlichen Zwistigkeiten ihrer Staatsdiener und ihrer niederträchtigen Verschnittenen, der Verfall der Sitten und der Kriegskunst, alles rief diese Barbaren herbey, welche die kriegerische Republik nicht hatten überwinden können, und das in Verfall gerathene Rom unter das Joch grausamer, feiger und weibischer Herren beugten.

Honorius hatte den berühmten Stilicho zum General, den einzigen, der Italien vertheidigen konnte, und der die Unternehmungen der Barbaren schon aufgehalten hatte. Honorius lies ihm wegen eines blossen Verdachts ohne weitern Proceß den Kopf abschlagen. Es war leichter den Stilicho umzubringen, als den Alarich zu schlagen. Dieser unwürdige Kaiser zog sich nach Ravenna zurück, und lies den Barbaren, der ihm in allen Stücken überlegen war, sogar Rom belagern. Die alte Beherrscherin der Welt erkaufte sich die Befreiung von der Plünderung mit fünf tausend Pfund Gold, dreissig tausend Pfund Silber, vier tausend seidenen und drey tausend Purpurkleidern, und drey

tausend Pfund Specereyen. Die indischen Waaren mußten zur Befreiung Roms dienen. Honorius wollte den Vergleich nicht für gültig erkennen. Er schickte einige Truppen ab, die Alarich niedermachte, und im Jahr 409 in Rom selbst eindrang. Ein Gothe machte daselbst einen Kaiser, der sein erster Unterthan wurde. Im folgenden Jahr wurde er vom Honorius hintergangen und strafte denselben dadurch, daß er Rom plünderte. Hierauf wurde das ganze occidentalische Reich zertheilt, die nordischen Völker drangen von allen Seiten in dasselbe ein, und die orientalischen Kaiser konnten sich nur dadurch in ihrer Würde behaupten, daß sie sich zinsbar machten.

Fünftes Kapitel.

Von den Scythen.

§. 1.

Irrthümer einiger Schriftsteller in Ansehung der Sitten der alten Scythen.

*Was für eine Schwachheit, oder welche geheime Bosheit, oder was für eine Ehrsucht, eine übel angebrachte Beredsamkeit

* *La Philosophie de l'histoire.*

keit zu zeigen, ist Ursach, daß so viel Geschichtschreiber den Scythen, die sie nicht kenaen, so viel Lobeserhebungen gemacht haben? Warum legt Curtius, wenn er von den Scythen redet, die den Sogdianern nordwärts ienseit des Oxus wohnten, welchen Fluß er für den Tanais, der funfzig Meilen * von ihm entfernt fließt, hält, warum,

N 5 sage

* Ohne daß man den Curtius zu rechtfertigen suchet, kann man anmerken, daß er nicht in den Fehler gefallen ist, den man ihm hier vorwirft. Dieser Geschichtschreiber verwechselt den Oxus nicht mit dem Tanais. Allein er verstehet unter dem letzten Fluß den Jaxartes. Diese Bemerkung hat der Pater Tellier in seinem Kommentar über diesen Schriftsteller gemacht. Nichts ist richtiger als die Behauptung dieses Kommentators, daß nemlich der Jaxartes Sogdiana von diesem Theil Scythiens scheide. Curtius sagt zwar, daß der Tanais die Baktrianer von den Scythen scheide. Wer merkt aber nicht beim ersten Anblick, daß er in dieser Stelle die Sogdianer unter den Baktrianern versteht? An einem andern Ort unterscheidet er diese beiden Völker sehr wohl und bestimmt sogar den Fluß Oxus zur Gränze. *Oxo amne superato - - novas copias in Sogdianis contrahebat, lib. 7.*

Der

sage ich, legt Curtius diesen Barbaren eine philosophische Lobrede in den Mund? Warum schreibt er, daß sie dem Alexander seine Eroberungssucht vorwerfen? Warum läßt er sie sagen, daß Alexander der berühmteste Räuber in der ganzen Welt ist, sie, die so lange Zeit vor ihm in ganz Asien ihre Räubereien getrieben hatten? Warum beschreibt endlich Curtius diese Scythen als die gerechtesten unter allen Menschen? Er thut dies, weil er von der vermeinten Uneigennützigkeit der Scythen, als Redner spricht, so wie er als ein schlechter Geograph den Tanais an das kaspische Meer hin versetzt.

Wenn Horaz bey einer Vergleichung der Sitten, der Scythen mit den Sitten der Römer ienen Barbaren in fürtreflichen Versen eine Lobrede hält, wenn er sagt:

Campe-

Der Irrthum des Curtius rührt daher, weil Alexander, wie er sich mit seiner Armee den Ufern des Jaxartes näherte, diesen Fluß für den Tanais hielt. Dem römischen Geschichtschreiber kam es glaublich vor, daß Alexander und seine Armee mit einem Lande, in welchem sie gewesen waren, hinlänglich bekannt seyn würden. Diese Anmerkung ist vom Verfasser, der einige Irrthümer widerlegt hat, die sich in dem Buch *Philosophie de l' histoire* befinden.

Campestres melius Scythae
Quorum plaustra vagas rite trahunt domos
Vivunt & rigidi Getae.

so spricht Horaz als Dichter etwas satyrisch, und ist vergnügt, daß er Fremde auf Kosten seiner Landesleute loben kann. Aus eben dem Grunde ist Tacitus unerschöpflich, wenn er die barbarischen Germanier lobt, welche die Gallier beraubten, und ihren verabscheuungswürdigen Göttern Menschenopfer brachten. Tacitus, Curtius und Horatius gleichen den Lehrern, die zur Erweckung der Nacheiferung bey ihren Schülern in Gegenwart derselben fremde Kinder, so einfältig diese auch seyn mögen, mit Lobeserhebungen überhäufen.

§. 2.

Charakter dieser Völker.

Die Scythen sind dieselben Barbaren, die man nachher Tatarn genennet hat, eben dieselben, welche lange vor dem Alexander Asien oft verwüstet, und einen grossen Theil des festen Landes an sich gerissen hatten. Bald haben sie unter dem Namen der Moguln und Hunnen China und Indien unter ihre Herrschaft gebracht, bald unter dem Namen der Türken die Araber vertrieben, die einen Theil von Asien erobert hatten. Aus

diesen ungeheuren Ländern kamen die Hunnen und giengen bis nach Rom. Dies sind die uneigennützigen und gerechten Leute, deren Billigkeit unsere Kompilatoren noch heut zu Tage rühmen, wenn sie dem Curtius nachsprechen. So überschwemmt man uns mit alten Geschichten ohne Wahl und Urtheil. Man liest sie fast mit eben der Beurtheilung, mit der sie geschrieben worden sind, und füllt seinen Kopf mit lauter Irrthümern an.

§. 3.

Von den Russen, den Nachfolgern der Scythen.

Die Russen bewohnen heut zu Tage das alte europäische Scythien, und haben die Geschichte mit sehr auffallenden Wahrheiten bereichert. Es sind Veränderungen auf der Erde gewesen, welche die Einbildungskraft sehr unterhalten haben, allein man findet keine, die den menschlichen Geist mehr befriedigt und demselben so viel Ehre gemacht hat. Man hat Eroberer und Verwüstungen gesehen. Allein, daß ein einziger Mann in zwanzig Jahren die Sitten, Gesetze und den Geist des grössesten Reichs auf Erden durchaus verändert hat, daß alle Künste zu ihm hingeflohen sind, um seine Einödden zu ver-

schönern, das ist bewundernswürdig. Eine Frau, die weder lesen noch schreiben konnte, brachte das zur Vollkommenheit, was Peter der grosse angefangen hatte. Eine andere Frau (Elisabeth) führte den herrlichen Anfang weiter aus, und noch eine andere Kaiserin ist noch weiter gegangen, als die beiden vorigen. Ihr Geist hat sich ihren Unterthanen mitgetheilt. Die Veränderungen des Pallastes haben den Fortgang der Glückseligkeit des Reichs nicht einen Augenblick aufgehalten, und man hat endlich nach einem halben Jahrhundert den scythischen Hof aufgeklärter gesehen, als es Griechenland und Rom iemals gewesen sind.

Sechstes Kapitel.

Von Arabien.

§. 1.

Vom glücklichen Arabien.

*Wenn man begierig ist, solche Denkmale zu sehen, als die ägyptischen sind, so glaube ich, daß man sie in Arabien nicht suchen darf. Mecca, sagt man, wurde zu Abrahams Zeiten erbauet. Allein, es liegt in einer

* *La Philosophie de l' histoire.*

ner so sandigen und unfruchtbaren Gegend, daß es wahrscheinlich nicht früher als die Städte erbauet worden ist, die man an den Flüssen dieser fruchtbaren Gegenden errichtete. Die größte Hälfte Arabiens, bestehet aus grossen Wüsten, Sand und Steinen. Allein, das glückliche Arabien hat diesen Namen verdient. Da es von Wüsten und einem stürmischen Meere umgränzt wird, so ist es vor der Raubsucht der Räuber oder sogenannten Eroberer bis zum Mohamed sicher gewesen. Wenn man einige tausend Schritte, entweder Moka oder Mecca gegen Morgen, tiefer hinein gehet, so trift man das angenehmste Land an. Die Luft ist daselbst bey einem immer anhaltenden Sommer mit einen Wohlgeruch von den aromatischen Gewächsen, welche die Natur wild hervorbringt, angefüllt. Unzählige Bäche fliessen von den Bergen herab, und unterhalten eine beständige Kühlung, welche die Sonnenhitze unter stets grünen Schatten mildert.

§. 2.

Von einem gewissen Vorhaben Alexanders.

Das Land Yemen ist so schön, seine Hafen haben an dem indianischen Weltmeere

eine

eine so glückliche Lage, daß man behauptet, Alexander habe es erobern wollen, um es zum Sitz seines Reichs zu machen und daselbst eine allgemeine Niederlage des Handels zu errichten. Er hätte den alten Kanal der ägyptischen Könige unterhalten wollen, welcher den Nil mit dem rothen Meere vereinigte und dann hätten alle Schätze Indiens von Aden nach Alexandria gehen müssen. Ein solch Unternehmen gehört nicht in die Klasse der thörichten und ungereimten Fabeln, wovon die ganze alte Geschichte voll ist. Er hätte ganz Arabien unter seine Bothmässigkeit bringen müssen. Konnte dies iemand ausführen, so war es Alexander. Allein, diese Völker scheinen ihn nicht gefürchtet zu haben. Sie schickten nicht einmal Gesandte an ihn, wie er sich Aegypten und Persien unterwürfig gemacht hatte. Die Araber hatten ihre Wüsten und ihren Muth zum Schutz und haben nie ein fremdes Joch tragen dürfen. Traian eroberte nur einen kleinen Theil des steinigten Arabiens. Heutiges Tages trotzen sie sogar der türkischen Macht. Dies grosse Volk ist zu allen Zeiten so frei gewesen, wie die Scythen und aufgeklärter als diese.

§. 3.

Von der Religion der Araber.

Das sind eigentlich nur Araber, die würklich Einländer sind, oder von undenklichen Zeiten her dies schöne Land ohne Vermischung mit einem andern Volke, ohne iemals Eroberer gewesen, noch überwunden worden zu seyn bewohnt haben. Ihre Religion war sehr einfach. Sie bestand in der Verehrung eines Gottes, und in einer gewissen Ehrerbietung gegen die Gestirne, welche unter einem so schönen und heitern Himmel die Grösse Gottes mit mehr Pracht als die übrigen Werke der Natur zu verkündigen schienen. Sie sahen die Planeten als die Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen an. Sie hatten diese Religion bis zu Mohameds Zeiten. Es mag freilich wol viel Aberglaube damit verbunden gewesen seyn, weil sie Menschen waren. Allein, da sie durch Meer und Wüsten von den übrigen Menschen abgesondert waren, ein sehr anmuthiges Land bewohnten, von Bedürfnissen und Furcht wenig wußten, so konnten sie unmöglich so lasterhaft und so abergläubisch seyn als andere Völker.

Siebentes Kapitel.

Von Indien.

Ueber die Fruchtbarkeit in Indien.

* Wenn man Muthmassungen wagen darf, so sind die Indianer am Ganges wahrscheinlich dieienigen Menschen, die sich von den ältesten Zeiten her in Gesellschaften vereinigt haben. Der Boden, wo die Thiere leicht ihre Nahrung finden, ist gewiß bald mit solchen besetzt, die auf demselben ihr besonderes Futter finden. In keiner Weltgegend findet das menschliche Geschlecht gesundere, angenehmere Nahrungsmittel und grössern Ueberfluß daran, als am Ganges. Der Reis wächst daselbst ohne künstliche Bearbeitung. Ananas, Kokusnüsse, Datteln und Feigen biethen sich überall als die angenehmste Speise dar. Der Pommeranzen- und Citronenbaum liefern erfrischendes Getränk und Speise zugleich. Das Zuckerrohr ist in der Nähe. Die Palmbäume und Feigenbäume mit den breiten Blättern geben den dunkelsten Schatten. Man darf in diesem Lande keine Heerden schlachten, um Kinder gegen

* *La Philosophie de l' histoire.*

gegen die Strenge der Witterung zu schützen. Man zieht sie noch heut zu Tage bis zum mannbaren Alter fast ganz nackend auf. Nie hat man zur Erhaltung seines Lebens es dadurch in Gefahr bringen dürfen, daß man Thiere hätte erlegen müssen, um sich von ihrem Fleische zu nähren, wie man fast an allen andern Orten gethan hat. In einer glücklichen Gegend werden sich die Menschen gewiß von selbst in Gesellschaften vereinigen, und um ein unfruchtbares Land wird man nicht streiten, um in demselben seine magern Heerden zu weiden. Man wird nicht wie die Barbaren im steinigten Arabien um einen Brunnen oder um eine Quelle Krieg anfangen.

§. 2.

Von den Künsten und dem Handel der Indianer.

Ich werde hier nicht von den alten Denkmalen reden, deren sich die Indianer rühmen. Es ist genug zu wissen, daß die ältesten Seltenheiten, welche der chinesische Kaiser Cham-hi in seinem Pallast hatte, aus Indien waren. Er zeigte unsern Missionairs, die zugleich die Mathematik verstanden, alte indianische Münzen, welche geprägt, und viel älter waren als die kupfernen

Mün-

Münzen der chinesischen Kaiser. Und wahrscheinlich lernten die Könige von Persien die Kunst, Geld zu schlagen, von den Indianern. Die Griechen reißten vor des Pythagoras Zeiten nach Indien, um ihre Kenntnisse zu vermehren. Die Zeichen der sieben Planeten und der sieben Metalle, sind in der ganzen Welt fast noch dieselben, welche die Indianer erfanden. Die Araber waren genöthigt, ihre Zahlen anzunehmen. Das Spiel, das dem menschlichen Verstande am meisten Ehre macht, kommt ohne allen Zweifel aus Indien. Die Elephanten, an deren Stelle wir die Thürme genommen haben, sind ein Beweis davon. Endlich trieben auch die ältesten Völker, die Perser, Phönicier, Araber, Aegyptier, seit den undenklichsten Zeiten, den Handel mit Indien, um die Gewürze in ihre Länder zu führen, welche die Natur blos diesem Klima geschenkt hat. Hingegen hatten die Indianer nicht nöthig, irgend etwas von einer dieser Nationen zu verlangen.

§. 3.

Ursachen, warum sich diese Völker des Fleisches enthielten.

Aus dem alten Glauben an eine Selenwanderung entstand in Indien die Furcht,

daß man seinen Vater oder Mutter umbringen mögte, wenn man Menschen oder Thiere tödtete. Diese Meinung flößte ihnen einen Abscheu für Mord und für iede Gewaltthätigkeit ein, der bey ihnen zur andern Natur wurde. Daher übertreffen auch die Indianer, deren Nachkommen sich nicht mit den Arabern oder Tatarn vereinigt haben, noch heut zu Tage alle andere Menschen an Sanftmuth. Ihr Glaube und ihr mildes Klima machen diese Völker den friedliebenden Thieren völlig gleich, die wir in unsern Schäfereien und Taubenhäusern ziehen, um sie, wenn es uns beliebt, zu tödten. Alle die wilden Nationen, welche vom Kaukasus, Taurus und Immaus herabkamen, um die am Indus, Hidaspes und Ganges wohnende Völker zu unteriochen, machten sich dieselben auch unterwürfig, sobald sie sich zeigten — — — Man muß hier auch besonders in Erwägung ziehen, daß die Enthaltung des Fleisches der Thiere eine Folge von der Beschaffenheit des Klima ist. Die grosse Hitze und die Feuchtigkeit bringen das Fleisch daselbst sehr bald in Fäulniß, das daher eine sehr schlechte Nahrung ist. Die starken geistigen Getränke hat die Natur, die in Indien nichts als erfrischende Getränke fodert, daselbst auch verbothen. Die Meinung von der Selenwanderung pflanzte sich von den Indianern bis zu unsern

sern mitternächtlichen Nationen fort. Die Celten glaubten, daß sie in andern Körpern wieder neu zu leben anfiengen. Hätten indessen die Druiden mit dieser Lehre auch das Fleischessen verbothen, so hätte man sie nicht angenommen.

§. 4.

Von ihren Religionsschriften.

Wir sind fast gar nicht mit den alten Gebräuchen der Braminen bekannt, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Sie sind ziemlich geheim mit den Büchern, die sie noch in der alten heiligen Sprache haben. Ihre Vedams sind eben so lange unbekannt gewesen, als der Zend der Perser und die fünf Könige der Chineser. Die Europäer haben die fünf Könige ohngefehr nur vor hundert und zwanzig Jahren einigermassen kennen lernen, und den Zend haben nur der berühmte Doktor Hyde, der ihn nicht kaufen, auch nicht einmal einen Dollmetscher bezahlen konnte, und der Kaufmann Chardin, der den gefoderten Preis nicht dafür geben wollte, gesehen. Ein glücklicher Zufall hat indessen der Bibliothek zu Paris ein anderes altes Buch der Braminen, Ezur-Vedam, zugeführt, das vor der Expe-

dition Alexanders nach Indien geschrieben worden ist. Dabey ist auch ein Verzeichniß aller alten Gebräuche der Braminen, das den Titel Cormo=Vedam hat, befindlich. Diese von einem Braminen übersetzte Handschrift ist nicht der Vedam selbst, sondern eine Sammlung der Meinungen und Gebräuche, die in diesem Gesetzbuch enthalten sind — —

Man muß fast zweifeln, daß man iemals etwas Zuverlässiges von den Aegyptiern erhalten hat. Ihre Bücher sind verlohren gegangen, und ihre Religion ist erloschen. Sie verstehen ihre alte gemeine Sprache nicht mehr, vielweniger die heilige. Was uns also näher, leichter zu erhalten gewesen, und in grossen Bibliotheken aufbehalten worden ist, ist auf immer verlohren gegangen, und doch hat man am Ende der Welt so ächte Denkmale angetroffen, als man zu entdecken nicht die mindeste Hofnung hatte. Man darf an der Zuverlässigkeit und Aechtheit der erwähnten Sammlung der Gebräuche der Braminen nicht zweifeln. Der Verfasser schmeichelt seiner Sekte nicht. Er sucht weder ihren Aberglauben zu beschönigen, noch ihm durch gezwungene Erklärungen einigen Schein zu geben, noch ihn durch Allegorien zu entschuldigen. Er giebt von den ausschweifendsten Gesetzen mit edler Einfalt und Aufrichtigkeit Rechenschaft. Der menschliche Verstand erscheint darin in seiner ganzen Schwäche.

§. 5.

§. 5.

Von den bey der Geburth eines Sohns unter den Braminen üblichen Gebräuchen.

Kaum ist der Sohn eines Braminen gebohren, so ist er schon ein Sklave von Gebräuchen. Man bestreicht seine Zunge mit einem gewissen Harz, das man mit Mehl vermischt hat. Man spricht dabey das Wort Um aus, und ruft zwanzig Gottheiten an, ehe man die Nabelschnur durchschnitten hat. Man sagt ihm auch: Lebe, um über Menschen zu herrschen. Ehe er reden kann, lehrt man ihn schon die Würde seines Wesens kennen. Die Braminen waren lange die Regenten Indiens, und die Theocratie wurde in diesem grossen Reiche eher eingeführt, als in irgend einem andern. Man bringt das Kind hierauf in den Mondschein, bittet das höchste Wesen, die Sünden zu vertilgen, die es schon begangen haben könnte, ohngeachtet es nur acht Tage alt sey. Man stimmt Gesänge an, die an das Feuer gerichtet sind. Man giebt dem Kinde mit hundert Cärimonien den Namen Chormo, welches der Ehrentitel der Braminen ist. Sobald das Kind gehen kann, bringt es seine Lebenszeit mit Baden und Beten zu. Es verrichtet das Todten-

Todtenopfer, welches angeordnet worden ist, damit der Bramine der Sele der Vorfahren des Kindes einen angenehmen Aufenthalt in andern Körpern verschaffe. Man richtet Gebete an fünf Winde, welche aus den fünf Oefnungen des menschlichen Körpers hervorgehen können. Dies ist nicht sonderbarer, als die an den Gott Pet gerichteten Gebete der guten alten Mütterchen des alten Roms. Bey den Braminen wurde keine natürliche Verrichtung, keine Handlung ohne Gebet vorgenommen. Das erstemal, da man dem Kinde den Bart abscheert, sagt der Vater zum Scheermesser sehr andächtig: Scheermesser, scheere meinen Sohn so wie du die Sonne und den Gott Indro geschoren hast. Es könnte wohl seyn, daß dem Gott Indro ehemals der Bart wäre abgeschoren worden, allein, in Ansehung der Sonne muß es wol wegfallen, die Braminen müßten denn unsern Apollo gekannt haben, den man auch ohne Bart vorstellt.

§. 6.

Besonderes Geheimniß in der Religion der Indianer.

Die Indianer haben ein gewisses Geheimniß, daß nicht mit Stillschweigen übergangen werden

kann.

kann. Man gibt sich durch diesen Gebrauch gleichsam ein neues Leben und ein neues Dasein. Da sie der Meinung waren, daß der Sitz der Sele in der Brust sey, so wendete man die Hand von der Brust nach dem Kopf, und lehnte sie auf dem Nerven, den man für einen solchen hielt, welcher von einem Organ zum andern gienge — und leitete auf diese Art seine Sele nach dem Gehirn. Wenn man glaubt, daß seine Sele hoch genug gestiegen ist, dann ruft der iunge Mensch aus, seine Sele und sein Körper seyen mit dem höchsten Wesen vereinigt, und sagt: Ich bin selbst ein Theil der Gottheit. Es ist bekannt, daß dies die Meinung der ehrwürdigsten Philosophen Griechenlands, der Stoiker, gewesen ist, welche die menschliche Natur über ihren wahren Werth erhoben haben, und in der That war auch wohl nichts mehr in Stande, grosse Tugenden einzuflössen. Sich für einen Theil der Gottheit halten, das heißt, sich das Gesetz auflegen, nichts zu thun, was nicht der Gottheit selbst würdig sey.

Man findet in diesem Gesetz der Braminen zehn Gebote, welche die Vermeidung und Verabscheuung von zehn Sünden vorschreiben. Seinen Nächsten schlagen, tödten, berauben, die Weiber verführen, das sind die Sünden des Körpers. Sich verstellen, Lügen,

durch Reden beleidigen, das sind die Sünden mit Worten. Die Sünden des Willens bestehen darin, daß man andern übels wünschet, ihre Güter mit neidischem Herzen ansieht, und sich durch anderer Elend nicht rühren läßt. Man muß gestehen, daß man bey diesen Geboten fast alle ihre lächerlichen Gebräuche vergißt. Man sieht augenscheinlich, daß die Sittenlehre bey allen aufgeklärten Nationen dieselbe ist, und daß die Gebräuche, die bey den einem Volke für die heiligsten gehalten werden, den übrigen entweder ausschweifend oder hassenswürdig vorkommen. Die eingeführten Gebräuche theilen das menschliche Geschlecht, und die Sittenlehre vereinigt sie.

Siebentes Kapitel.

Von den Chinesen.

§. 1.

Von den Geschichtsbüchern in China.

Wenn irgend von Menschenhänden geschriebene Jahrbücher den Stempel der Wahrheit haben, so sind es gewiß die chinesischen, in welchen man die Geschichte des Himmels mit der Geschichte der Erde verbunden hat. Sie sind die einzigen unter

allen Völkern, welche ihre Zeitalter beständig nach den Sonnenfinsternissen und Koniunkturen der Planeten bezeichnet haben. Unsere Astronomen, welche ihre Berechnungen untersucht haben, sind darüber erstaunt, daß sie dieselben fast alle richtig befunden. Die übrigen Nationen erfanden allegorische Fabeln, und die Chineser schrieben ihre Geschichte mit der Feder, und dem Astrolabio in der Hand, nieder, und zwar mit einer Simplicität, von der man in den übrigen Gegenden Asiens kein Beispiel findet. Jede Regierung ihrer Kaiser ist von Zeitgenossen aufgeschrieben worden. Man findet unter ihnen keine verschiedene Arten zu rechnen, und keine sich widersprechende Chronologien. Die Chineser schrieben auf kleinen Täfelchen von Bambusrohr, wie die Chaldäer noch auf Ziegelsteinen schrieben, und sie haben sogar noch verschiedene von diesen alten Täfelchen, welche ihr Firniß vor der Fäulniß bewahret hat. Dies sind vielleicht mit die ältesten Denkmale der Welt. Man findet bey ihnen vor der Geschichte ihrer Kaiser keine andere Geschichte und auch keine Erdichtung, keinen Menschen, der sich einen Halbgott nennt, wie bey den Griechen. So lange ienes Volk schreibt, schreibt es vernünftig.

§. 2.

Ihr Alter.

Hier müssen wir besonders unsern grossen Grundsatz anwenden, daß eine Nation, deren erste Geschichtsbücher von einem weitläuftigen, mächtigen und klugen Reiche ein Zeugniß ablegen, Jahrhunderte vorher zu einem ganzen Volke muß vereinigt worden seyn. Die Chineser sind nun ein Volk, das seit beinahe vier tausend Jahren seine Geschichte von Tage zu Tage aufschreibt. Wäre es nicht thöricht, wenn man nicht einsehen wollte, daß es, um in allen den Künsten, welche die menschliche Gesellschaft nothwendig macht, geübt zu werden, und um nicht nur schreiben, sondern gut schreiben zu lernen, eine lange Folge von Jahren hat müssen aufgeklärt werden? Kein Gelehrter in China zweifelt daran, daß die fünf Könige 2300 Jahr vor unserer gemeinen Zeitrechnung geschrieben worden sind. Dies Denkmal ist also 400 Jahr älter als die ersten babylonischen Beobachtungen, die vom Callistenes nach Griechenland geschickt wurden.

Der erste Anfang gehet in allen Stücken bey den Menschen langsamer von statten, als die nachherigen weitern Fortschritte.

Wir

Wir wollen itzt daran denken, daß vor fünf hundert Jahren weder in Norden, noch in Deutschland, noch in Frankreich fast niemand schreiben konnte. Die Kerbstöcke, deren sich noch itzt unsere Becker bedienen, waren unsere Hieroglyphen und unsere Rechenbücher. Man hatte keine andere Arithmetik, um die Auflagen zu heben. Unsere eigensinnigen Moden, die erst seit 450 Jahren schriftlich aufgesetzt worden sind, lehren uns genugsam, wie selten damals die Kunst zu schreiben war. Alle Künste haben bey ieder Nation in Europa die letzte Zeit in einem halben Jahrhundert einen glücklichern Fortgang gehabt, als sie vorher von der Ueberschwemmung der barbarischen Völker an, bis ins vierzehnte Jahrhundert gehabt haben.

§. 3.

Entwurf der Gesetzgebung und der Religion der alten Chineser.

Ich will hier nicht untersuchen, warum die Chineser, die so weit gekommen sind, daß sie alles, was der Gesellschaft nützlich ist, kennen und würklich eingeführt haben, nicht auch in den Wissenschaften so weit sind als wir gegenwärtig. Sie sind so schlechte Aerzte, als wir vor zwey hundert Jahren waren und

die

die Griechen und Römer gewesen sind. Allein, sie haben die Gesetze und die Sittenlehre, welche die Grundlage und Königin der Wissenschaften ist, zu einer grossen Vollkommenheit gebracht. Ihr grosses und sehr bevölkertes Reich wurde schon wie eine Familie regiert, deren Vater der Monarch ist, und deren vierzig Gerichtshöfe als die ältesten Brüder angesehen werden, da wir noch in kleinen Haufen in den ardennischen Wäldern herumirreten. Ihre Religion war wenigstens in vielen Absichten ungekünstelt, weise, frey von aller Grausamkeit, da wir noch nicht einmal die alten Götzen hatten, welchen die Druiden die Kinder unserer Vorfahren in grossen geflochtenen Körben opferten.

Die chinesischen Kaiser brachten dem Beherrscher der Welt, dem Chang-Ti, dem Tien, der ersten Ursach aller Dinge, selbst die Erstlinge der Erndte. Sie thaten dies zweimal des Jahrs, und zwar die Erstlinge von dem, was sie mit ihren eigenen Händen gesäet hatten. Diese Gewohnheit hat sich vier Jahrhunderte sogar bey den größten Staatsveränderungen und den schrecklichsten Unfällen erhalten. Die Innschriften ihrer Tempel, von welchen wir ächte Kopeien haben, sind: Dem ersten Grundwesen, das ohne Anfang und Ende ist. Er hat

alles erschaffen; er regieret alles. Er ist unendlich gütig, unendlich gerecht, er erleuchtet, erhält und ordnet die ganze Natur.

§. 4.

Kurzer Abriß der Lehre des Konfucius.

Ihr Kon = fu = tze erfand weder neue Meinungen, noch neue Gebräuche. Er stellte weder wie Mohammed den Begeisterten noch den Propheten vor. Er war eine Magistratsperson, welche die alten Gesetze einschärfte. Wir sagen zuweilen sehr unschicklich, die Religion des Konfucius. Er hatte keine andere, als die Religion, welche alle Kaiser und Gerichtshöfe haben. Er empfiehlt blos die Liebe zur Tugend nachdrücklich. Er sagt in seinem ersten Buche, daß, wenn man die Kunst zu regieren lernen wolle, man alle seine Lebenstage anwenden müsse, seine eignen Fehler zu verbessern. Im zweiten beweiset er, daß Gott selbst die Tugend in dem menschlichen Herzen eingegraben habe. Das dritte ist eine Sammlung von blossen Lebensregeln, welche lauter edle und überaus nützliche Vorschriften enthalten. Er hatte fünf hundert Schüler. Er konnte sich an der Spitze einer sehr mächtigen Parthey stellen.

len. Er wollte aber die Menschen lieber unterrichten, als über sie herrschen *.

Neuntes Kapitel.

Untersuchungen über die Amerikaner †.

§. 1.

Vom Klima in Amerika — allgemeine Beschreibung seiner Thiere — unglückliche Schicksale seiner ersten Eroberer.

*Ich

* Man wird aus einer andern Nachricht von China, die in den folgenden Bogen enthalten seyn wird, sehen, ob an dem Gemählde, das der Verfasser hier aufstellet, nichts zu verbessern ist.

Anm. d. Herausg.

† Die Beispiele von der Unmenschlichkeit der ersten Eroberer von Amerika, die man in diesem Kapitel lesen wird, findet man in allen Nachrichten, welche unsere Nation sowohl als Ausländer davon geliefert haben. In der Zeit, wo der Verfasser schreibt, gehören diese Schilderungen mehr zur allgemeinen Geschichte des Menschen, als zur besondern Geschichte von Spanien. Man muß der persönlichen Grausamkeit einiger Anführer des Unternehmens,

die

*Ich werde erst einige auffallende und zuverlässige Beobachtungen vorausschicken, damit ich denn sogleich eine genaue Nachricht von dem Klima der neuen Welt geben kann. Hierauf werde ich ihre Bewohner, die Leibesbeschaffenheit und das Temperament derselben mit der möglichsten Genauigkeit beschreiben. So ausgedehnt auch mein Plan ist, so kann ich mir doch das Zeugniß geben, daß ich meinen Vorurtheilen oder Muthmassungen nicht auf Unkosten der Wahrheit der Begebenheiten, deren Ursachen und Triebfedern ich in der Natur selbst und nicht in mei-

die fern vom Hofe und ohne Wissen desselben die unerhörtesten Thaten verübten, die Schuld beimessen und nichts zum Nachtheil einer Regierung schliessen, deren Einsichten, Klugheit und Billigkeit von ganz Europa anerkannt und geschätzt werden. Es würde eben so ungerecht und eben so unphilosophisch seyn, wenn wir unsern Nachbarn und Bundesgenossen die blutige Eroberung von Mexico vorwerfen wollten, als wenn uns die spanischen Schriftsteller die Wuth der Ligue vorwerfen würden. Jedes Jahrhundert stehet für seine Geschichte und kann den Nachkommen nichts zur Last legen.

* *Recherches philosophiques sur les Americains.*

meiner Einbildung zu sehen geglaubt habe, gefolgt bin.

Das Klima war in Amerika zur Zeit der Entdeckung desselben den meisten vierfüssigen Thieren sehr zuwider. Denn sie waren um den sechsten Theil kleiner, als die Thiere derselben Gattung in der alten Welt. Dies Klima war besonders auf eine bewundernswürdige Weise den Menschen, die in niedrigen Lastern gelebt hatten und entnervt waren, an allen Theilen ihres Körpers schädlich. Der Erdboden, der entweder mit hohen Bergen besäet, oder mit Wäldern und Morästen bedeckt war, stellte den Augen eine ungeheure unfruchtbare Wüste dar. Die ersten Abentheurer, die sich daselbst niederliessen, mußten alle das Schreckliche des Hungers und die drückendesten Uebel der Armuth erfahren. Die Spanier mußten aus Mangel anderer Nahrungsmittel zuweilen Amerikaner und so gar ihre eignen Landsleute essen. Wie die Einwohner von Florida diese abscheulichen Mahlzeiten sahen, so stellten sie sich schon vor, wie groß in der Folge die Grausamkeit ihrer Ueberwinder werden würde, die so eroberungssüchtig wären, daß der Hunger sie nicht einmal zurückschreckte. Die ersten französischen Kolonisten, die in diese unglückliche Welt geschickt wurden, mußten sich zuletzt selbst einander verzehren. Die Engländer,

der, die Virginien eroberten, kamen vom Hunger entstellt auf die Schiffe des Kommodor zurück. Man hielt sie in London für Gespenster, und in langer Zeit wollte sich in ganz Großbrittannien keiner wieder in ein solches Land einschiffen. Allein, da man erfahren hatte, daß die Erde daselbst in ihren Abgründen unerschöpfliche Schätze verberge, so trotzte der Durst nach Gold allen Gefahren, überstieg alle Schwürigkeiten und besiegte die Natur selbst. Ob es nun gleich die Kaufleute und Pflanzer durch ihre Arbeitsamkeit und unverdroßnen Fleiß itzt sehr weit gebracht haben, so giebt es doch in Westindien noch viel spätere Kolonien, die noch nicht im Stande sind, sich mit ihren eignen Früchten zu nähren. Sie würden auseinander gehen, wenn die europäischen Hauptstädte sie nicht mit Lebensmitteln versorgte.

In den mittäglichen Gegenden und auf den meisten Inseln von Amerika war die Erde mit faulen, und sogar tödlichen Wassern bedeckt, da die Sonnenhitze eine Gährung in denselben hervorgebracht hatte. Dies stinkende und morastige Erdreich trieb viel giftige Bäume hervor, die in den drey übrigen bekannten Welttheilen nicht wachsen. Man drückte aus denselben den so gefährlichen Saft, und die Wilden bestrichen damit die Spitzen

ihrer Pfeile, welche die Menschen und Thiere, deren äussere Haut sie nur berührten, auf das schleunigste tödteten. Die vornehmste Nahrung der Amerikaner an der morgenländischen Küste war eine vergiftete Pflanze, die man durch eine künstliche Zubereitung eßbar machte. Ich rede hier von den verschiedenen Arten der Jucas und Maniokken, die fast alle tödlich sind, wenn man sie roh und so, wie sie aus dem Schoos der Erde hervorgehen, ißt, und doch vertraten diese Maniokken bey den Indianern die Stelle des Korns und Weitzens, welche Getreidearten sie nicht kannten. Die Geschichte der alten Welt liefert uns keine ähnliche Beispiele. Die Quelle des Unglücks mag nun seyn, welche sie will, so ist doch kein ganzes Volk gezwungen gewesen, ein giftiges Gewächs zu seiner vornehmsten Nahrung zu machen.

Die meisten Gewächse, die in unsern Erdstrichen nur zart und kräuterartig sind, hat man in Amerika als holzartige Gesträuche angetroffen. Dies kommt von dem in der Erde befindlichen Salpeter her, den sie in grossen Ueberfluß an sich ziehen. Wie man in Neu-Frankreich zuerst die Asche des Holzes zum Bleichen der Leinwand brauchen wollte, so war man erstaunt zu sehen, daß diese Lauge die ganze Leinwand in einem Augenblick

in

in Stücken zerfraß, und dann in ihre ersten Bestandtheile auflöste. Man schrieb dies mit Grund der Heftigkeit des vielen und beissenden Salzes zu, welches die Asche bey sich hatte. Die Oberfläche der Erde, die ganz mit Fäulniß bedeckt war, hatte den größten Ueberfluß an Schlangen, allerley Ungeziefern und Insekten, die wegen ihrer Grösse sowohl, als ihres schnell würkenden Giftes, wahre Ungeheuer waren. Die Raupen, die Schmetterlinge, die Käfer, die Spinnen, die Frösche und Kröten waren daselbst meistentheils von überaus grosser Gestalt, und vermehrten sich über alle Vorstellung. Wenn man die fürtreflichen Kupfer sieht, welche die Demoiselle Merian in Surinam gezeichnet hat, so erstaunt man über die ungeheure Grösse der Schmetterlinge, welche so groß sind als unsere Vögel. Dumont sagt in seinen Nachrichten von Louisiana, daß es daselbst Frösche giebt, welche auf sieben und dreissig Pfund wiegen, und in ihrem Geschrey die Kälber nachahmen, da hingegen, welches ein sonderbarer Kontrast ist, die amerikanischen Bäre und Löwen ganz ausgeartet, klein, furchtsam und tausendmal weniger gefährlich sind als in Asien und Afrika — und Canada eine Art Tiger hat, die so schwach und muthlos sind, daß man sie furchtsame Tiger genannt hat, ich meine die Cuguars. Kurz alle vier-

füssige Thiere hatten in diesem Welttheil bis auf die ersten Bestandtheile ihres Wesens und ihrer Gattung eine allgemeine Veränderung und Ausartung getroffen. In der neuen Welt fand man zwischen den Wendezirkeln kein grosses vierfüssiges Thier. Die Naturkündiger, die seit langer Zeit auf diese Besonderheiten aufmerksam gewesen sind, haben die Vermuthung geäussert, daß sich die grossen Keime in diesem Klima, das den Hauptgattungen des Thierreichs nachtheilig und nur für Insekten und Schlangen günstig wäre, nicht entwickeln könnten.

Die einländischen Thiere der neuen Welt hatten meistentheils eine sehr unansehnliche Gestalt. Man hat bemerkt, daß dem größten Theil derselben der Schwanz fehlt, und daß sich in der Theilung der Zehe an den Vorderfüssen, wenn man sie mit den Zehen der Hinterfüsse vergleicht, eine gewisse Unregelmässigkeit findet. Dies ist sehr auffallend beym Ameisenfresser, Faulthier und andern. Die europäischen oder asiatischen Thiere, die man gleich nach der Entdeckung dahin versetzt hat, sind kleiner geworden. Ihre Gestalt ist unansehnlicher und sie haben zum Theil ihre Naturtriebe und ihre eigenthümliche Beschaffenheit verlohren. Die Knorpel und Fibern ihres Fleisches sind härter und

zäher

zäher geworden. Das Rindfleisch ist so voll Sehnen, daß man es zu Domingo kaum kauen kann. Die Schweine werden allein besonders groß, weil ihnen das morastige Land, das an wässerichten Früchten, Insekten und kriechenden Thieren einen Ueberfluß hat, sehr zuträglich ist. Das Fleisch derselben hat sich sehr verbessert und die indianischen Aerzte rathen es den Kranken vorzüglich vor allem andern an. Herrera erzählt, daß die Schweine, die von Castilien nach der Insel Cubagua gebracht werden, daselbst in kurzer Zeit eine ganz andere Gestalt annehmen und ganz unkenntlich werden. Die Zehen an ihren Pfoten wurden so groß, daß das Horn an denselben so lang war, als eine halbe Hand breit ist. Die europäischen Hammel leiden auch auf der Insel Barbados, eine grosse Veränderung und es ist bekannt, daß die Hunde, die aus unsern Ländern dahin gebracht werden, ihre Stimme verliehren, und in den meisten Gegenden der neuen Welt nicht mehr bellen.

Unter den ausländischen Gewächsen, die man nach Amerika verpflanzt hat, sind die Bäume, deren Früchte Kerne haben, als die Mandelbäume, Pflaumenbäume, Kirschbäume, Nußbäume, sehr schlecht oder fast gar nicht fortgekommen. Die Pfirsichbäume und Aprikosenbäume haben nur auf der Insel Juan-

Fernandes Früchte getragen. An andern Orten sind sie aus der Art geschlagen. Die wässerichten oder saftigen Pflanzen, die ein feuchtes und leimichtes Erdreich lieben, z. E. das Zuckerrohr, die Melonen, die Kürbisse, der Kohl und die Rüben, haben die Erwartung der Pflanzer übertroffen. Der Reis, der gern im Wasser steht, und die Schminkbohnen, denen ein feuchter Boden zuträglich ist, haben sehr ergiebige Erndten gebracht. Man kann die Natur eines Klima aus der Beschaffenheit der Gewächse und Thiere, die es hervorbringt, viel besser beurtheilen als aus allen andern Beobachtungen. Daher habe ich mich mehr an solchen Bemerkungen als an andern gehalten, die nicht so viel entscheiden und unbestimmter sind. Man behauptet, daß heut zu Tage in Westindien viele europäische Thierarten nicht so sehr aus der Art schlagen, als in dem ersten Jahrhundert, da es entdeckt wurde. Dies scheint zu beweisen, daß sich das Klima daselbst etwas gebessert hat. Es ist wohl gewiß, daß die Bemühungen der Landeigenthümer, welche die Wälder heller gemacht, die Erde von den unreinen Thieren gesäubert, den Lauf der Flüsse geleitet, die Moräste abgelassen, und grosse Distrikte Land umgearbeitet haben, schon ohne Mitwürkung der übrigen Ursachen, viel zur Verbesserung der Luft beigetragen haben müssen. Die

Wäl-

Wälder und Gipfel der Berge, welche die Wolken an sich ziehen, machen dadurch den naheliegenden Boden feucht und wässericht, so, daß sich Seen darauf sammlen, welche Dünste aushauchen, die denen sehr schädlich werden, welche nicht daran gewöhnt sind.

Hume sagt, es sey zu verwundern, daß die kleinen spanischen Armeen, welche sich diese weitläuftigen Gegenden unterwarfen und verwüsteten, fast gar keine Krankheiten ausstehen durften. Indessen irret er sich, weil er sich bey den Geschichtschreibern ienes Zeitalters nicht hinlänglich unterrichtet hat. Die Truppen, die von den Gebrüdern Pizarres kommandirt wurden, bekamen in Peru Augenkrankheiten und pestilenzialische Blattern, und von allen den Kommandos, die unter den Befehlen des Gonsalva standen, kamen kaum zehn Mann davon. Cortez selbst wurde mit einem Theil seiner Truppen mitten in seinen Eroberungen von einer venerischen Krankheit befallen, woran er gestorben seyn würde, wenn ihn die Mexicaner nicht durch ihre Kräuter geheilet hätten. Die spanischen Aerzte hatten schon allen ihren Aberglauben und alle Quellen ihrer Kunst vergeblich erschöpft. Ferdinant Sotto war nicht so glücklich. Er starb in Florida und seine Armee würde von einer epidemischen Krankheit ganz aufgerie-

ben worden seyn, wenn die Wilden nicht so aufrichtig gewesen wären, und ihren Ueberwindern ein Heilmittel angezeigt hätten. Nie haben Krankheiten in einem Lande so viel Verwüstungen angerichtet, als in Amerika zu der Zeit, da es erobert wurde. Das Sterben war an allen Orten, wo die Spanier hinkamen, ausserordentlich groß, und die Erde war oft so mit Leichen bedeckt, daß die noch Lebenden nicht hinreichend waren, die Hälfte der Todten zu begraben. Auf der Insel Cuba, wo die Masern und Pocken zugleich graßirten, starben über sechszig tausend Menschen, welche diese doppelte Plage in weniger als sechs Monaten zu Grunde richtete. Die Insel Domingo litte einen noch zweimal so grossen Verlust an Menschen.

§. 2.

Beschreibung der Einwohner zur Zeit der Entdeckung und ihrer Sitten.

Ob die Amerikaner gleich schnell und flüchtig auf den Füssen waren, so fehlte es ihnen doch an der lebhaften und natürlichen Kraft, die aus der Spannung und dem Widerstand der Muskeln und Nerven entstehet. Die schwächsten Europäer warfen sie mit leichter Mühe zur Erde nieder. Welch ein

Unterschied zwischen ihnen und den alten Wilden in Gallien und Germanien, die wegen der Kraft ihrer starken Glieder, und ihrer nicht zu ermüdenden Körper so berühmt geworden sind. Die Leibesbeschaffenheit der Amerikaner hatte dem Anschein nach nichts mangelhaftes, aber im Grunde war sie schwach. Sie erlagen unter der geringsten Last. Man hat berechnet, daß bey Fortbringung des Gepäckes der Spanier mehr als zweimal hundert Tausend in weniger Zeit als einem Jahre unter der Schweere der Lasten ihr Leben gelassen haben, ob man gleich zehenmal mehr Menschen dabey gebraucht, als man in Europa gebraucht haben würde. In ihrer Gestalt waren sie im Ganzen den Castilianern gleich, und der Unterschied war eben nicht merklich. Die alten Schriftsteller sagen, daß ihre Statur kleiner würde, ie näher man dem Aequator käme. Diese Beobachtung ist sehr unrichtig. Die unter den heissen Himmelsstrichen wohnenden sind gewöhnlich nicht so groß, als die unter den gemässigten, und nicht so klein, als die Völker die um den Polen wohnen. Die Abkömmlinge der alten Peruvianer, die noch würklich vorhanden sind, liefern zwar nach des Ulloa Bericht, viel einzelne Personen, die bey uns für Zwerge gehalten werden würden.

Es ist entschieden, daß alle Indianer der Vielweiberey ergeben sind. Man kann nur einige besondere Horden ausnehmen, die im Ganzen von keiner Erheblichkeit sind. Man sollte glauben, diese Vielweiberey zeuge gegen das, was man Kälte ihres Temperaments nennen könnte. Allein, dies ist vielmehr ein neuer Beweis davon. Sobald eine Frau ein Kind bekommen hatte, waren sie derselben überdrüssig, und hatten in zwey oder drey Jahren keine Gemeinschaft mit ihr. In dieser Zwischenzeit suchten sie sich eine andere Frau. Die Irekosinnen fürchteten sich so sehr für die Niederkunft, daß sie sich durch Ausdrückung des Safts, oder durch das Kauen eines gewissen uns unbekannten Krauts die Frucht oft abtrieben. Wann sich die Schwangerschaft äusserte, so begegnete ihnen der Mann verächtlich. Diese Gewonheiten rührten nicht so sehr von der Verfassung des wilden Lebens als von der veränderten Natur dieser unglücklichen Personen her. Die Völker, die gegen Mittag wohnten, schienen eben nicht hitziger zu seyn, und ob es gleich allgemein die Art der Wilden ist, daß sie ihre Weiber übel behandeln, so hatten diese ihnen doch ihren Zustand und ihr Leben unerträglich gemacht. Sie maßten sich das Recht über Leben und Tod über sie an, und schlossen sie nach ihrem Eigensinn aus der Familie

aus. Bey ihnen war das andere Geschlecht ganz sklavisch. Man legte ihnen die härtesten Arbeiten auf. Kurz, man setzte es zu sehr herab, als daß man es hätte schätzen können. Die aufgeklärtesten Reisenden stimmen alle in diesem Punkt überein.

In den heissen Ländern z. E. in Brasilien äusserten die iungen Leute keine starke Neigung zum andern Geschlecht. Sie heiratheten oft Mädgens, mit welchen sie nicht den geringsten Umgang gehabt hatten, und liessen sie wieder mit eben dem Leichtsinn, oder mit eben der Gleichgültigkeit von sich. Americus Vesputius erzählt, daß in vielen Gegenden, wo ein ganzes Volk in einer grossen Cabane wohnte, die Alten vom Morgen bis zum Abend anaufhörlich predigten, daß man im Kriege beherzter seyn, und seine Weiber mehr lieben müsse, als würklich geschehe. Die Eingebohrnen von Neu-Frankreich, sagt Hontan, lieben mit so viel Trägheit und so ruhig, daß ihre Liebe kaum den Namen der Zuneigung verdient. Sie erfahren nur selten die Bewegungen, welche diese Leidenschaft begleiten. Sie fürchten, sagen sie, sie mögten weichlich und entnervt werden, und diese Besorgniß hält sie in den Schranken einer Mässigung, welche denen fast unglaublich ist, die keine Zeugen davon gewesen sind. Die Pädrastie war auf

auf den Inseln, in Mexico, in Peru und in der ganzen neuen Welt sehr gewöhnlich, und zwar vor der Ankunft der Neger, die man ohne Grund beschuldigt hat, daß sie diese Sittenverdorbenheit aus einer Welt in die andere übergebracht hätten.

§. 3.

Die Ankunft der Spanier in der neuen Welt — Neigung der Amerikanerinnen gegen sie — der Beistand, den jene von diesen erhalten.

Dies war die Lage der Dinge in Amerika, wie die Spanier daselbst landeten. Sie bedienten sich mit vieler Geschäftigkeit der Unordnungen der Indianer, als eines Vorwandes, sie auszurotten. Man sahe den grausamen Nunnez sogleich mit einer Kuppel von dreissig Doggen in die Cabane des Regenten von Quarequa eindringen, dem er bewies, er sey ein Sodomit, und den er in demselben Augenblick zugleich mit funfzig von seinen Kindern und Bedienten von seinen Hunden zerreissen lies. Da die Hunde ermüdet, oder ihre Wuth verraucht war, so machte man mehr als sechshundert Unterthanen des Landesherrn unter demselben Vorwand der Sodomiterey mit dem Schwerdt nie-

nieder. Wegen dieser unerhörten Grausamkeit legte man dem Vasco Nunnez den Zunahmen Herkules bey, und man hat dies Wort wohl nie mehr gemisbraucht. In andern Gegenden Indiens stellte man mehr dergleichen Blutbäder an.

Alle Nachrichten kommen darinn überein, daß die Indianerinnen über die Ankunft der Europäer, welche ihre Geilheit in Vergleichung mit den Landeseingebohrnen den geilsten Thieren ähnlich machte, ungemein erfreuet waren. Wenn nicht eine Menge von Beispielen diese auffallende Behauptung bewiese, so wäre es unglaublich, daß sie sich freiwillig den grausamen Gefährten der Pizarre und Cortezze hätten überlassen können, die ieden Schritt über todte Körper thaten, ihre Herzen in Tigerherzen verwandelt hatten, und deren räuberische Hände von Blut trieften. Ohngeachtet so vieler Gründe zum Haß gegen diese grausame Menschen warfen sich die dreihundert Weiber des Inca Atabaliba, die mit ihm gefangen wurden, doch auf dem Schlachtfelde bey Caxamalca zu den Füssen ihrer Ueberwinder, und den andern Tag kamen mehr als fünf tausend Amerikanerinnen, und ergaben sich den Spaniern freiwillig, wie die Unglücklichen ihres besiegten Volks, die entkommen waren, mehr

als vierzig Meilen weit in Wälder und Einödden flohen.

Die Spanier fanden aber auch an ihnen einen Eifer und eine Ergebenheit, die sie kaum erwarten konnten. Sie dienten ihnen zu Dolmetschern und Wegweisern bey allen Unternehmungen gegen ihr Vaterland, und leisteten allen Eroberern, die zuerst auf die Inseln und das feste Land kamen, wichtige Dienste. Eine Indianerin verschafte dem Schiffsvolk des Columbus Lebensmittel, wie er das erstemal auf den antillischen Inseln landete. Ein Mädgen von der Insel Hagti, die sich in den Spanier Dias verliebt hatte, machte den Columbus mit dem Lande bekannt, und war zur Erbauung der Stadt Domingo sehr behülflich, und ohne sie hätte es Columbus nie unternehmen können. Die berühmte Marilla, welche die Maitresse und Dollmetscherin des Cortez war, war eine Amerikanerin. Man kann sie als das wahre Werkzeug zur Eroberung von Mexico ansehen. Wenn man die Ursachen untersucht, welche die Unteriochung der neuen Welt nach und nach zuwegebrachten, so siehet man die Weiber immer mehr für die Vortheile der Europäer eingenommen, als sie selbst dafür eingenommen waren. Sie retteten dem Nunnez und seiner Armee das Leben, da eine Zusammenverschwörung zum Untergang der-

selben

selben entstanden war. Die Tochter des Cacik von Cofaciki zeigte dem Ferdinand Sotto den Weg nach Florida, und gab ihm alle mögliche Mittel an die Hand, um dies ungeheure Land zu bezwingen. Da die Einwohner von Louisiana willens waren, die französischen Kolonisten, die sich für sehr sicher hielten, zu ermorden, so warnten die Weiber der Wilden die nächsten Kolonien sogleich, sie mögten auf ihrer Hut seyn. Man trift tausend dergleichen ähnliche Beispiele an, wenn man die Geschichte lieset. Allein die hier angeführten sind hinlänglich.

§. 4.

Vom Charakter der Amerikaner.

Nachdem man die Bewohner der neuen Welt von der Seite ihrer Ohnmacht — so nenne ich die Schwäche ihres Temperaments — betrachtet hat, so wird man eben so voll von Verwunderung, wenn man ihre natürliche Unempfindlichkeit überhaupt betrachtet. Die Wilden in Nordamerika haben ihre Gefangene immer die schädlichsten Martern ausstehen lassen, und thun es noch heut zu Tage — und doch hat man die Sele dieser Unglücklichen nicht erschüttern, ihnen keinen Seufzer, keine Thräne auspressen können.

Mit den Flüchen ihrer Ueberwinder überhäuft, mit tausend Schlägen ihrer Peiniger beladen, scheinen sie alle Empfindung verlohren zu haben, und diejenigen, welche in ihr Eingeweide wühlen, geben selbst kein Zeichen der Empfindung von sich. Die Reisenden, welche die Erlaubniß haben erhalten können, diesen unmenschlichen Schauspielen beizuwohnen, und lange Zeit die ruhige Stellung und Gemüthsfassung derer beobachtet haben, die man in Stücken zerhieb, sind der Meinung gewesen, daß diese Völker ein kälteres Blut haben müßten als wir, und daß dieser hohe Grad von Kälte die Anfälle des Schmerzes in ihnen erstickte. Sie haben sich diesen Auftritt, von dem sie Zeugen gewesen, auf keine andere Weise erklären können. Ich weiß wohl, daß man diese Erklärung für ungegründet und lächerlich gehalten hat. Allein, es muß doch gewiß in der Organisation der Amerikaner irgend eine Ursach seyn, welche ihr Empfindungsvermögen und ihren Geist stumpf macht. Die Beschaffenheit des Klima, eine Verbindung der Säfte, ein Hauptfehler des Bluts, ihr von Natur phlegmatisches Temperament können die schnelle Bewegung der Nerven dieser thierischen Menschen vermindert haben.

Sie sind ganz unbekümmert und unbeweglich, wenn sie an den Folgen einer Krank-

heit

heit oder einer Wunde sterben, und sehen die Vorbothen des Todes und den Tod selbst ohne Zittern und ohne Unruhe an. Die Vorstellung der Zukunft, über welche sie nie nachgedacht haben, hat ihre Einbildungskraft weder mit schmeichelhaften, noch mit schrecklichen Bildern erfüllet. Man bemerkt nicht allein bey den nordischen Völkern, sondern auch bey allen amerikanischen Nationen, die gen Süden und unter dem heissen Erdstrich wohnen, am Ende des Lebens eine besondere Gelassenheit, die man bey bessern und stolzern Menschen Grösse der Sele nennen könnte, die aber bey ihnen nichts anders als die natürliche Würkung ihrer veränderten Organisation ist — —

Anstatt daß ihnen diese Gleichgültigkeit gegen das Leben hätte Herzhaftigkeit, die sie so oft nöthig haben, einflössen sollen, hat sie dieselben vielmehr zu einer schimpflichen und ganz unnützen Verzweiflung geführt. Ich will nicht im mindesten daran zweifeln, daß eine grosse Menge Indianer von den Spaniern würklich ermordet, von den Hunden zerrissen, beim Perlenfischen ersäuft worden sind, und unter den größten Lasten haben erliegen müssen. Allein, es ist eben so gewiß, daß der Selbstmord eine sehr beträchtliche Anzahl weggerissen hat. Sie hungerten sich

tod, hiengen sich an den Bäumen auf, nahmen Gift, oder opferten ihr Leben an den Gräbern ihrer Könige und Regenten auf, die sie hätten vertheidigen müssen, wenn sie nicht die feigherzigsten unter allen Menschen gewesen wären.

Dies Beispiel allein beweiset, ohne daß man andere anführen darf — daß der Selbstmord viel öfter aus Schwachheit und Kleinmuth als aus würklicher Herzhaftigkeit und Heldenmuth herrührt. Wenn man den Muth hätte, noch zu hoffen, so würde man sich nicht selbst umbringen. Man hört erst auf zu hoffen, wenn man sich für überwunden hält, wenn man sich von einem Feinde, oder vom Schmerz, oder vom Unglück ohne Rettung überwältigt glaubt, und in der ganzen Natur keinen Zufluchtsort, keine Freystadt siehet. Es ist immer ein gewisser Fehler der Vernunft, der eine gänzliche Muthlosigkeit nach sich zieht. Kinder und Thiere kürzen nie ihre Tage ab, in so grosse Noth man sie auch bringen mag, weil sie mehr ihrem natürlichen Trieb, als ihrer Urtheilskraft folgen. Ich rede hier nicht von der Art des Selbstmordes, worin diejenigen verfallen, die von heftigen Gemüthsbewegungen, oder einer unüberwindlichen Schwermuth beunruhigt werden, und die sich mehr als Rasende das

Leben

Leben nehmen, als es mit den Gesinnungen eines Philosophen verlassen.

Wenn man über die Art und Weise nachdenkt, wie die Spanier Westindien erobert haben, so wird man sich überzeugen, daß die Amerikaner bey ihren Uneinigkeiten und entstandenen Partheyen nicht im Stande waren, ihnen mit ihren hölzernen Wachten und undisciplinirten Armeen zu widerstehen. Und dann bestanden diese Armeen auch größtentheils aus Leuten, die furchtsam waren, und eine unbeschreibliche Feigheit verriethen, von der man keine andere wahrscheinliche Ursach angeben kann, als die Ausartung des menschlichen Geschlechts in diesem Theil der Welt. Man hat keine zuverlässige Rechnungen über die Bevölkerung von Peru und Mexiko. Man weiß nur, daß sie daselbst stärker war, als an allen übrigen Orten. Und doch eroberte Cortez dies letzte Reich mit vier hundert und funfzig Mann Fußvolk und funfzehen sehr schlecht bewafneten Reutern. Seine ganze Artillerie war kläglich, und bestand aus sechs kleinen Stücken, die heut zu Tage einer Verschanzung, welche Invaliden vertheidigten, nicht furchtbar seyn würden, und doch hielt er in seiner Abwesenheit mit der Hälfte seiner Leute die Hauptstadt in Furcht. Was für Menschen und was für Begebenheiten!

In der Schlacht bey Caxamalka hatten die Pizarre nur hundert und siebenzig Mann Fußvolk, und dreissig Reuter, womit sie die unzählbaren Truppen des Inka von Atabaliba niedermachten. Die Flüchtlinge thaten alles mögliche, um sich zu retten, und rissen sogar eine grosse Mauer nieder, die ihnen auf ihrer Flucht im Wege stand. Sie hätten nicht so viel Kräfte nöthig gehabt, um den Feind in die Flucht zu schlagen. Franz Pizarre, der mitten unter den Peruvianern eindrang, und den feigen Atabaliba bey den Haaren gefangen nahm, bekam nicht eine einzige Wunde. An diesem merkwürdigen Tage, wo es schien als ob Tiger eine Heerde Rindvieh zerfleischten, wurden nicht zehen Spanier getödtet.

Im Jahr 1492, wie Columbus auf der Insel Domingo landete, war wenigstens eine Million Einwohner auf derselben, von welchen sich die meisten lieber der Verzweiflung übergeben, als sich vertheidigen wollten. Diejenigen, die ihr Leben zu erhalten wagten, wurden in einem Zeitraum von zwanzig Jahren bis auf den letzten Mann umgebracht. Im Jahr 1530 war auf der ganzen Insel nicht ein einziger Eingebohrner mehr anzutreffen. Die Insulaner machten im Jahr 1510 nur einmal einen Versuch,

das Joch ihres Ueberwinders abzuschütteln. Allein dieser Versuch, der in Verbrennung des Ahuaiholzes bestand, um die Luft dadurch zu vergiften, war mehr eine List schwacher Menschen, als eine Würkung des wahren Muths. Die Caraiben zeigten eine Art von Unerschrockenheit, welche indessen die Spanier nicht so in Furcht sezte als die vergifteten Pfeile, deren sie sich mit mehr Geschicklichkeit bedienten, als die übrigen Indianer, und wogegen man aller Nachforschungen ungeachtet, kein Gegengift finden konnte — — Endlich waren in der neuen Welt die Eroberungen auch an den Orten, die stark bevölkert waren, überaus schnell. Die am schwächsten bevölkerten Cantons widerstanden länger, weil man in denselben die Menschen erst aufsuchen mußte, ehe man sie überwinden konnte, und man mußte sie in grossen Wäldern suchen, wo sie in Haufen zerstreuet waren, die entweder flohen, oder sich verbargen, wann sich der Feind zeigte, und wieder hervorkamen, sobald der Mangel an Lebensmitteln sie nöthigte ihre Zufluchtsörter zu verlassen. Die Chilianer haben lange gegen die Spanier, welche auf diese kriegerische Begebenheit episches Gedicht gemacht, gestritten. Die fast unzugänglichen Gebirge, wohin die Chilianer auf unbekannten Fußsteigen flüchteten, nachdem sie die Felder verwüstet hatten,

stifteten ihnen nach des Barclay sehr richtigen Bemerkung, mehr Vortheil als ihr Muth. Die Jucataner haben auch das Lob der Tapferkeit. Allein die Unfruchtbarkeit ihres Landes, und ein Misverständniß unter denen, die es erobern sollten, waren Schuld, daß die Eroberung in die Länge gezogen wurde.

§. 5.

Von den Doggen, welche gegen die Völker der neuen Welt gebraucht wurden.

Die Spanier gestehen, daß ihnen weder ihre Artillerie, die sie in das Gehölze und in die Moräste nicht mitnehmen konnten, noch ihre Kavallerie, die oft absteigen mußte, so viel Dienste gethan haben, als die besondere Wuth ihrer Bullenbeisser und Windhunde, welche in beständiger Bewegung den Indianern auf die Spur folgten, und sie Tag und Nacht beunruhigten. Diejenigen, welche Nunnez bey sich hatte, erwürgten mehr als zwey hundert Amerikaner. In der Schlacht bey Caxamalka wurde die erste Linie der kleinen Truppenanzahl der Pizarre von einer Reihe Hunden formirt, welche mit so viel Heftigkeit über die Peruvianer herfielen, daß man beschloß, ihnen so wie den übrigen Truppen einen regelmässigen Sold

zu

zu zahlen, welcher dem Soldaten gegeben wurde, der für die Unterhaltung dieser Thiere sorgte. Man findet noch in dem alten Kriegsetat iener Zeiten, daß die Dogge Berecillo monatlich zwey Realen für die dem Vaterlande von ihr geleisteten Dienste erhielt. Bey dem Truppencorps des Ferdinand Sotto, das zur Eroberung von Florida gebraucht wurde, war ein Windhund von der größten Art, dem man den Namen Brutus gegeben hatte. Nachdem er an diesem Morgen schreckliche Verwüstungen angerichtet hatte, wurde er von den Ungläubigen mit einem Pfeil getödtet. Dieser Tod, sagt Garcilasso, betrübte die Christen aufs höchste. Dieser alte Haß der Hunde, die von den Spaniern gehalten werden, dauert noch heutiges Tages gegen die Amerikaner fort. Ich muß hierbey, sagt Ulloa, als etwas ausserordentliches bemerken, daß die Hunde, welche Spanier oder dieienigen halten, die einen spanischen Vater oder Mutter haben, einen so wüthenden Haß gegen die Indianer haben, daß, wenn ein Indianer in ein Haus kommt, in dem er nicht besonders bekant ist, sie auf ihn losspringen und ihn zerreissen, wenn nicht iemand gegenwärtig ist, der sie zurückhalten kann; da hingegen die Hunde, die von den Indianern gehalten werden, eben den Haß gegen die Spanier haben; und daß sie in so weiter Entfer-

nung riechen, daß die Indianer selbst durch den Geruch der spanischen Hunde erkannt werden.

§. 6.

Von den Reichthümern in Amerika und ihren Würkungen in Europa.

Das merkwürdigste bey den Begebenheiten, von welchen wir itzt handeln, ist, daß, wie sich Spanien in den Besitz der Hälfte der entdeckten Welt setzen wollte, seine Finanzen so erschöpft, seine Schulden so angewachsen, und seine Schwäche so groß war, daß es an Geld fehlte, um ein einziges Schiff auszurüsten, welches nach den antillischen Inseln gehen konnte. In dieser traurigen Lage borgte Ferdinand von einem seiner Staatsbedienten eine sehr mässige Summe, um die Eroberung von Amerika zu versuchen. Diese vom Angele vorgeschossene Summe erwarb grosse Reichthümer. Aber diese Reichthümer brachten Spanien zum zweitenmal sehr herunter, und thaten diesem Reich mehr Schaden als ihm die Juden und Mauren zusammen zugefügt hatten. Es ist schwer die Menge Gold und Silber genau zu bestimmen, die man bis itzt aus den verschiedenen Bergwerken der neuen Welt gezogen hat.

Allein,

Allein, die ganze Summe muß beträchtlicher seyn, als man sich vorstellen kann, weil die Goldgruben in Brasilien allein von Peter dem zweeten bis ins Jahr 1756 zwey tausend und vier hundert Millionen Livres eingebracht haben. Die Papiere der Flotten, welche dies Gold nach Europa gebracht, sind in den Händen aller portugiesischen Kaufleute. Man kann daher nicht im geringsten zweifeln, daß dies Gold würklich eingeführt worden ist, und doch war von dem Anfange der Nutzung der brasilianischen Goldgruben bis zum Jahr 1756 nur ein Zeitraum von dreissig Jahren verflossen. Wenn man den Ertrag der Goldgruben in Chili und dem festen Lande, in Mexico und Peru eben so hoch annimmt als den Ertrag von Brasilien, so muß Spanien eine fast unzählbare Summe aus diesen Ländern gezogen haben. Denn es hat die Bergwerke fast ein Jahrhundert früher, als die Portugiesen genutzt. Die potosischen Goldgruben wurden schon 1638 eröfnet, und in diesem Jahre hatte man dreimal hundert fünf und neunzig Millionen sechs hundert und neunzehen Tausend Piasters aus denselben genommen. Hierzu rechne ich nicht einmal das verarbeitete Gold, welches die spanischen Truppen den amerikanischen Grossen wegnahmen. Dies war eben nicht beträchtlich. Atabaliba, den man als den reichsten Souverain

verain in Indien ansahe, konnte zu seinem Lösegelde nicht sieben Millionen in verarbeiteten Gold und Silber aufbringen, und wie man nach seinem Tode alles plünderte, was man in Cusco plündern konnte, so belief sich die Beute kaum auf sechszig Millionen.

Da diese erstaunende Summen, die von einer Welt in die andere gebracht wurden, nicht ein einziges Korn Getreide in Spanien und Portugall hervorbringen konnten, so fanden diese beiden Reiche, welche ihre Künste und ihren Ackerbau gänzlich vernachlässigten, um sich gleichsam in die Goldgruben zu stürzen, alsbald, daß ihr Staat dadurch zu Grunde gieng. Ohngeachtet der zwey tausend Millionen, die zu verschiedenen Zeiten in Portugall eingeführt worden waren, hatte dies Reich doch in den Jahren 1753 und 1754 nur fünf Millionen Thaler Kupfer- und sehr schlechte Silbermünze. Dies war sein ganzes Kapital. Dabey hatte es noch an England, welches dasselbe mit Nahrungsmitteln versahe, funfzig Millionen zu bezahlen. Es war also einem einzigen Gläubiger fünf und dreissig mal mehr schuldig, als es selbst in Vermögen hatte — —

Alles Gold, das nach Lissabon gebracht wurde, wurde daher fast an demselben Tage, da es von Brasilien ankam, wieder ausgefahren.

fahren. Die Portugiesen mußten das Getreide, das man ihnen zu ihrem Unterhalt schickte, und die Tücher, die man ihnen zur Kleidung zuführte, bezahlen. Das Papier allein, sagt ein aufgeklärter Schriftsteller, das man in England verfertigte, damit die Gesetze von Portugall und die Sentenzen seiner Gerichtshöfe darauf geschrieben werden konnten, war im Stande, dies Reich in Verfall zu bringen, das seine Felder nicht bestellte, kein Gewerbe trieb, und durch seinen Luxus viel verzehrte. Philipp II, der so lange Zeit Besitzer von den Schätzen der neuen Welt war, erlebte noch den Verfall, darin die Goldgruben seine Staaten gebracht hatten. Im Anfange munterten ihn seine Reichthümer auf, alles zu wagen, um sich ganz Europa zum Sklaven zu machen. Allein er sahe in der Folge seine Finanzen auf einmal in dem schlechtesten Zustand. Seine Unterthanen, die gleichsam mit Dummheit geschlagen waren, hörten auf, ihre Seide und Wolle zu bearbeiten, liessen ihre Aecker Dornen und Diesteln tragen, und gaben ihren Handel auf dem baltischen Meere, mit Brabant, England und Frankreich auf. Jeder Keim der Industrie wurde in ihren Herzen erstickt. Westindien stiftete ihnen mehr Schaden als Vortheil, weil sie, anstatt den Handel zu treiben,

nur neue Eroberungen machten und mitten unter ihren Eroberungen einschliefen.

Dieser Todesschlummer machte thätigere Nationen wachsam, und gab ihnen den Gedanken ein, Spanien unter Vormundschaft zu setzen. Man säete für dasselbe, man arbeitete in den Fabriken für dasselbe und indem man demselben auf diese Art nützlich war, schwächte man es endlich gänzlich, und so würde man auch das mächtigste Reich der Welt in Verfall bringen. Jedes Volk, das sich selbst nicht ernähren will und seine natürlichen Bedürfnisse von einem Fremden kauft, ist von einer gefährlichen Krankheit befallen und zehrt sich selbst auf. Seine Feinde können ihm dann nichts ärgeres anwünschen. Wie die Römer vom Luxus regiert, Italien und Sicilien ungebauet liegen liessen, Aegypten und Afrika zwangen, für sie zu arbeiten, so zerstörten sie die Grundfeste ihres Reichs mit ihren eignen Händen. Sie würden durch ihre eigene Erschütterungen zu Grunde gegangen seyn, wenn auch die Barbaren in der Mitte ihrer Wälder ferner in Unthätigkeit geblieben wären. Alle Völker, die einen schwachen Staat angriffen, haben nie ihren Zweck verfehlt.

Es ist eine wichtige Frage die man aufwerfen kann, ob nicht überhaupt Europa würklich glücklicher

licher gewesen wäre, wenn die beiden Italiäner im funfzehnten Jahrhundert den Weg nach der neuen Welt nicht gezeigt hätten. Ohne das grausame Uebel, das die Zeugungsglieder des menschlichen Geschlechts vergiftete — ein Uebel, das durch alle Schätze von Potosi und Brasilien nicht hat vergütet werden können — hier anzuführen, kann man schon als gewiß annehmen, daß man nicht so viel Vortheile von Amerika erhalten hat, als man glaubt. Wenn aus seinen Bergwerken acht mal mehr Gold und Silber gekommen ist, als ganz Europa im Jahr 1490 hatte, und wenn der Preis der Lebensmittel acht mal höher gestiegen ist, so kann man leicht begreifen, daß die Europäer ohngeachtet der Menge des eingeführten Goldes weder reicher noch ärmer sind. Wer heut zu Tage acht tausend Thaler besitzt, ist nicht reicher als derienige, der im vierzehnten Jahrhundert tausend Thaler besaß.

Man glaubt gemeiniglich, daß die westindischen Reichthümer zur rechten Zeit dem Verfall vorgebeugt haben, in den ganz Europa durch den Gewürzhandel, der in den Händen der Venetianer war, gerathen seyn würde, weil es sein Gold und Silber hingeben mußte, ohne es zurück zu erhalten. Allein, dieser Verfall war nicht so leicht möglich,

lich, als man es sich eingebildet hat — Einige zur Nahrung dienende Pflanzen, die wir aus Amerika erhalten haben, und die in unsern Gegenden ungemein gut fortgekommen sind, sind ein würklicher Vortheil, den man nicht in Anschlag bringt, an den man nicht denkt. Und doch können diese Gewächse ein Unglück abwenden, das alle Reichthümer der Welt nicht verhindern können, ich meine eine Hungersnoth. Nur in so fern die Schätze Indiens Zweige der Handlung geworden sind, ist würklicher Nutzen daraus entstanden. Allein die verschiedenen Völker haben auch dadurch ihr Interesse sich vermehren sehen, und die Ursachen zu Zwistigkeiten sind dadurch häufiger und allgemeiner geworden. Ein Funke der Zwietracht wegen einiger Stücken Landes in Canada entflammt und entzündet ganz Europa. Hat Europa Krieg, so ist die ganze Welt darin verwickelt. Alle Punkte der Erde werden nach und nach wie durch einen elektrischen Schlag erschüttert. Man hat den Schauplatz des Blutvergiessens und des Würgens von Canton bis nach Archangel, von Buenos-Aires bis nach Quebek erweitert. Da der Handel der Europäer mit den verschiedenen Theilen der Welt durch eine Kette genau verbunden ist, so werden sie in die Veränderungen und Abwechselungen des Offensiv- und Defensivkrieges

auf

auf eine gleiche Art hineingezogen, ohne daß Asien neutral bleiben kann, so bald einige Kaufleute wegen Biberfelle oder Kampeschenholz Streitigkeiten in Amerika haben. Sobald die Fremden an den Handel nach den westindischen Kolonien keinen Antheil haben, und derselbe auf die Hauptstadt allein eingeschränkt ist, so sind die Vortheile, die man dadurch erhält, nicht so beträchtlich, als man geglaubt hat. Dies hat der Verfasser des Buchs la Philosophie rurale sehr genau entwickelt.

* Ich habe behauptet, daß die Reichthümer ihren Werth verlieren, indem sie sich vermehren, und dies ist so wahr, daß derjenige, der 1593 für eine Million Edelgesteine gehabt hätte, heut zu Tage kaum vier mal hundert tausend Livres in Vermögen haben würde. Wie der König von Portugall im Anfange dieses Jahrhunderts einigen holländischen Kaufleuten viele Kasten mit Diamanten in Kommission gab, antworteten sie ihm, daß man, um die eine Hälfte davon zu verkaufen, die andere in die See werfen, oder sie so geheim halten müßte, daß niemand etwas davon erführe. Im Jahr 1754 waren für funfzig Millionen Diamanten

* *Defense des Recherches philos. sur les Americains.*

ten in den Juwelenladen zu Lissabon, und doch war es die Hauptstadt des ärmsten Königreichs in Europa. Um von dem damaligen Zustande urtheilen zu können, darf man nur nach der Maxime des Ritters Child anführen, daß man neun Procent Intressen gab *.

§. 7.

Muthmassungen über das Alter der neuen Welt.

** Die fast unzählige Menge Seen und Moräste, die sich in Westindien fanden, waren nicht blos von dem austretenden Flußwasser, auch nicht von den Nebeln, welche die Berge und Wälder an sich zogen, entstanden.

* Diese berühmte Maxime des Ritters Josias Child ist von dem Uebersetzer der Abhandlung über den Handel in folgenden Worten ausgedruckt worden: Wenn man wissen will, ob ein Land reich oder arm ist, in welchem Verhältniß es gegen dieses oder ienes steht, wie weit es in seinen Kenntnissen, und wie erfahren es in der Handlung ist, so darf man nur die einzige Frage thun: Wie hoch verzinset man die Kapitalien?

** *Recherches philosophiques sur les Americains.*

ben. Diese Seen schienen die Sammelplätze von solchem Wasser zu seyn, das noch nicht von solchen Oertern hatte abfliessen können, die ehedem bey einer allgemeinen Erderschütterung waren überschwemmt worden. Die vielen Vulkane des Gebirges Cordillera und die Felsen in Mexico, die Erdbeben, die in dem einen oder andern Theil Indiens beständig fortdauern, beweisen, daß auch itzt die Erde daselbst noch nicht in ihrem ruhigen Zustande ist. Die dicken Metalladern, welche an einigen Orten mit dem Erdboden gleich sind, scheinen anzuzeigen, daß der Boden selbst eine ausserordentliche Veränderung erlitten, und das Ströme oder Ueberschwemmungen die Oberfläche desselben abgespült hatten. Die Meermuscheln, die sich gen Mittag an den niedrigsten Orten häufig gesammlet hatten, die Ausrottung aller grossen vierfüssigen Thiere, die im Wasser am ersten umkommen, die allgemeine Sage der Peruvianer, Mexikaner und Wilden überhaupt von der magellanischen Meerenge bis an den Fluß S. Laurent über den Aufenthalt auf den Gebürgen, während daß die Thäler unter Wasser gestanden — alle diese Beweise zusammen genommen, scheinen die Meinung des Acosta von der Ueberschwemmung der Halbkugel, Amerika, zu rechtfertigen. Man wird vielleicht fragen, ob man

nicht gewisse Denkmale von den Zeiten vor der Sündfluth entdeckt hat? Man hat würklich daselbst merkwürdigere Denkmale ausgegraben, als die in unsern Gegenden gefundenen. Denn man hat grosse versteinerte Knochen von vierfüssigen Thieren ausgegraben, von welchen man keine ähnliche in allen Theilen des festen Landes am Leben fand. Besondere Alterthümer, die in die Zeiten vor der Sündfluth gehörten, hat man, wie bekannt, nirgends entdeckt. Das unterirrdische Feuer und Wasser hat die Oberfläche und das Bette des Meers verändert und alles verschlungen.

§. 8.

Ueber die Tapferkeit der Wilden in Amerika.

Einige Schriftsteller unserer Zeiten haben über die Nordamerikaner ungewöhnliche Behauptungen gewagt. Sie könnten sich, sagen sie, nicht genug darüber wundern, daß diese Völker beständig Jäger und bey ihrer Freiheit geblieben wären. Ich glaube, daß die Liebe zur natürlichen Freiheit nicht tiefer in der Sele der Irokesen, als anderer Menschen eingegraben ist. Sind sie mit den Franzosen und Engländern im Kriege verwickelt

wickelt gewesen, so ist es daher gekommen, weil man ihnen den Gebrauch der Luft und der Erde hat streitig machen wollen. Sie haben nicht ihre Freiheit zu vertheidigen, sondern nur ihr Leben zu erhalten gesucht. Man siehet auch, daß sie sich nie so tapfer gezeigt haben, als ihr Vortheil sie hätte anfeuern sollen. Man muß sich nicht vorstellen, daß sie gleich den Spartanern die Truppen der Kolonisten gerade zu und öffentlich angreifen. Sie haben diesen edlen Muth nie gehabt, und führen den Krieg nur verstohlner Weise. Obgleich Dü Praz die grossen Eigenschaften der Wilden ausschweifend erhebt, so muß er doch gestehen, daß sie sehr feige und furchtsam sind, und daß ihre Angriffe den Ueberfällen einer Räuberbande gleichen, die sich des Nachts in ein Haus schleicht, die Leute im Schlaf erwürgt, mit sich nimmt, was ihr ansteht und das übrige anzündet. Nie lassen sie sich auf dem ebenen Felde in ein regelmässiges und entscheidendes Treffen ein. Vorfälle, die Unerschrockenheit fodern, sind ihnen unbekannt.

Die Wildheit löscht das Feuer des Muths in dem Herzen der Menschen nicht aus. Die Furchtsamkeit der Amerikaner hatte daher etwas anders zur Ursach als ihre Art zu leben. Sie waren von Natur

furchtsam, weil alle ihre Gliedmassen geschwächt und ausgeartet waren. Nachdem wir einen Bericht des Obersten Bouquet haben, der im Jahr 1764 die Ohiosche Expedition gegen sie ausgeführt hat, so können wir aus Thatsachen urtheilen. Dieser Officier drückt sich also aus: „Die Wilden, „die in alten Zeiten in den Ruf standen, „daß sie sehr feige wären, sind itzt eben nicht „tapferer, ob sie gleich Schiesgewehr haben. „Sie stellen sich selten der Gefahr blos und „verlassen sich gänzlich auf ihre Geschicklich„keit, sich während der Aktion zu verstecken. „Sie kommen nie zum Vorschein, als wenn „sie durch ihr grauenvolles Heulen den Feind, „den sie in unwegsame Wälder gelockt, in „Schrecken gesetzt haben. Sie greifen ihn „an, wenn er ganz und gar ausser Stand „ist sich zu vertheidigen und das Gewehr „streckt."

Ich frage hier, ob man Grund habe, ausserordentliche Liebe zur Freiheit bey solchen Streitenden zu suchen, die so viel Schwachheit verrathen, wenn sie ihr Leben vertheidigen sollen. Dies geschiehet immer, so oft sich die Europäer eines Erdstrichs bemächtigen, auf dem diese zaghaften Barbaren ihre Jagd oder Viehweide haben. In solchen Fällen haben ihre Oberhäupter und Abgeordnete

ordnete immer erklärt, und erklären noch, daß sie den König von England oder wer es sonst seyn mögte, für ihren Herrn anerkennen wollten, daß sie sich verbindlich machten, ihm bis in Ewigkeit einen Tribut an Pelzwerk zu bezahlen, wenn man ihnen nur Lebensmittel verschafte, oder ihnen nicht das Land nähme, auf welchem sie sich mit Biberfangen und Wurzeln nähren könnten.

§. 9.

Vom Amerikanischen Wein.

Ob sich gleich die europäischen Kolonien sehr in Amerika vermehrt, in vielen Gegenden Weinstöcke angepflanzt, und viel Fleiß auf den Bau derselben gewendet haben, so hat man es doch in der ganzen neuen Welt nicht dahin bringen können, Wein zu machen, der sich hätte empfehlen können. Der beste ist nicht so gut als der schlechte in unsern Gegenden. Man muß dies der feuchten Luft und der kalten Erde zuschreiben. Kalifornien scheint die Provinz in ganz Amerika zu seyn, wo der Weinstock das günstigste Klima und den seiner Natur angemessensten Boden gefunden hat. Indessen ist der Wein daselbst, wenn gleich trinkbar, doch nicht fürtreflich. Anson sagt, daß sich der Geschmack dessel-

desselben einem mittelmässig guten Madera-wein nähere. Man schätzt ihn in Mexico deswegen sehr, weil unsere guten Weine daselbst sehr rahr und ausnehmend theuer sind.

Zehntes Kapitel.

Von einigen wunderlichen Gebräuchen, die beiden Welten gemein sind.

§. I.

Von der Gewohnheit, beim Tode vornehmer Personen, Männer und Weiber zu verbrennen.

*Wie man zum ersten mal in das unglückliche und unbekannte Land, das man die neue Welt nennt, kam, so fand man daselbst barbarische, grausame und sonderbare Gewohnheiten, die von undenklichen Zeiten her bey den Bewohnern der alten Welt geherrscht hatten. Ich will bey der unbarmherzigen und unsinnigen Gewohnheit anfangen, daß man noch lebende Personen mit den Todten zugleich begrub. Es ist bekannt, daß diese Grausamkeit in dem alten Europa ausgeübt worden ist, daß sie bey den Galliern zu des

* *Recherches Philosophiques sur les Americains.*

des Julius Cäsars Zeiten noch nicht gänzlich abgeschaft war, und daß die sich sehr vermehrten Kolonien der Scythen sie in allen den Gegenden eingeführt hatten, wo sie sich niedergelassen. Man weiß auch, daß sie in einigen Provinzen des mittäglichen Asiens an den Küsten von Afrika statt findet, und daß man sie in Süd- und Nordamerika bey Völkern angetroffen hat, die ganz von einander entfernt, und durch so viel unüberwindliche Hindernisse von einander getrennet sind, daß man mit keinem Grunde einige Gemeinschaft unter ihnen annehmen kann, weil sie in so vielen anderen Stücken verschieden, und sich nur in dieser Grausamkeit allein ähnlich waren.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Lehre von der Auferstehung der Körper und einem zukünftigen Leben durch einen beklagenswürdigen Misbrauch diese schreckliche Irrung hervorgebracht hat, und daß die Vorstellung, man werde in einer andern Welt von denen, welchen man in dieser Welt zu befehlen gehabt, bedient werden, die Gelegenheit gab, daß die Sklaven auf den Gräbern ihrer Herren, und die Weiber auf den todten Körpern ihrer Männer starben. Beim Lesen der Geschichte bemerkt man, daß diese Mörder besonders bey den Leichen der Könige und der Regenten

am häufigsten gewesen sind. An den Küsten von Guinea begräbt man die Weiber nur mit den todten Körpern vornehmer Herren und nie mit Personen von niedrigen oder mittelmässigen Stande. Beim Tode des Trimpong, Königs von Akin begrub man zugleich mit ihm drey hundert Weiber und eine noch grössere Anzahl Sklaven, welchen man vorher die Glieder zerbrach.

Einige Reisende, welche den innern Bau der ägyptischen Pyramiden aufmerksam betrachtet haben, sind auf die Vermuthung gekommen, daß die vornehmsten Bediente der Könige ihre ganze Lebenszeit bey dem einbalsamirten Körper ihrer Herren in vermauerten Zimmern hätten bleiben müssen, wo man ihnen durch verschiedene Gänge, deren Spuren man noch heut zu Tage in dem Innern dieser ungeheuren Grabmäler bemerke, einige Speise überbracht hätte. Indessen geschahe beim Tode blosser Privatpersonen in ganz Aegypten nichts ähnliches. Man legte ihnen blos unter die Zunge oder unter die Brust eine Gold- oder Silbermünze, die man noch in den Mummien findet, wenn man die gummirten Lappen, in welchen sie eingeschlagen sind, von einander wickelt.

Man hat das indianische Gesetze, welches den kinderlosen Wittwen befiehlt, sich in den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Männer zu stürzen, auf verschiedene Weise zu erklären gesucht. Allein es ist ganz falsch, daß dies Gesetz von einem Braminen, der ein schlechter Philosoph gewesen, und die Vergiftungen hat verhindern wollen, soll gegeben worden seyn. Er behauptete, sagt man, daß eine Frau nie in Versuchung gerathen würde, ihren Mann zu vergiften, wenn sie vorher wüßte, daß sie mit ihm sterben müßte. Man muß nicht glauben, daß man zur Verhinderung eines Verbrechens tausend andere mit kaltem Blute begangen habe. Dies wäre eben so, als wenn man sein Haus anstecken wollte, um sich vor Dieben zu verwahren. Ueberdem vergiften die Indianerinnen ihre Männer nicht öfter, als die übrigen Weiber in Asien und Europa, und wenn die Absicht des Gesetzgebers dieselbe gewesen wäre, die man anführt, so hätte er die Wittwen nicht von der allgemeinen Strafe ausgenommen, welche Kinder haben. Da bey den Indianern die Vielweiberey eingeführt ist, so verordnet das Gesetz, daß die Frau, welche sie bey ihrem Leben am meisten geliebt, mit ihnen sterben muß. Hieraus kann man den sichern Schluß machen, daß die lächerliche Foderung, mit ihrer Frau

auch

auch in der andern Welt ehelich zu leben, solche Menschen, die ein anderes Leben hoffen, aber durch Wollust verblendet waren, zu dieser grausamen Narrheit verleitet hat.

§. 2.

Von dem Trank, den man diesen Sterbenden gab, um ihnen das Bewußtsein zu benehmen.

Die Schwärmerey hat die Vernunft und die Natur oft so sehr erstickt, daß man in Ostindien Weiber, wie halb rasend, sich freiwillig hat in die Flammen stürzen sehen. Allein, diese Selbstmorde sind selten, und die meisten Wittwen bemühen sich gewiß, dem Scheiterhaufen zu entgehen — — — Man giebt diesen unglücklichen Schlachtopfern der Mode und des Aberglaubens einen Trank, der ihre Sinne betäubt, und ihnen daher die Furcht benimmt, welche der Anblick des Todes einflößt. Bey einer genauern Untersuchung der Ingredienzien, von welchen man diesen einschläfernden Trank bereitet, habe ich bemerkt, daß man hauptsächlich eine grosse Menge Saffran nimmt, welcher die besondere Kraft hat, daß er Dünste nach dem Kopf treibt, die sehr angenehm und flüchtiger sind, als diejenigen, welche

welche durch Opium, Solanum, Hanfkörner und andere schlafwürkende Dinge entstehen.

Man wartet den Augenblick, in dem die Betäubung anfängt, ab, und wirft die Weiber alsdann auf den Scheiterhaufen. Dieser List muß man den Berichten zufolge, die Zeichen der Freude und Frölichkeit zuschreiben, die man bey diesen unglücklichen Geschöpfen einige Zeit vor der Execution, und beim Anblick der Flammen, welche sie verzehren sollen, gewahr wird. Man muß sich wundern, daß in der neuen Welt die Nordamerikaner eben die Gewohnheit haben, daß sie die Weiber und Sklaven, welche sie bey dem Tode ihrer Oberhäupter aufopfern, einen medicinischen Trank nehmen lassen. Sie brauchen klein geriebene Tobacksblätter, bereiten aus denselben einen Teich, und machen dann grosse Kugeln daraus, welche diejenigen, die sterben sollen, verschlucken. Hierauf läßt man sie ein Glas Wasser trinken, welches den Tabak auflöset, und sie dadurch völlig in Verwirrung bringt, weil die Schärfe des Oels und des Salzes, welches diese Pflanze bey sich führt, die zarte Haut des Magens heftig reißt und Konvulsionen verursacht, welche alle Lebensgeister verwirren.

Im

Im Jahr 1725 sahe man dieses schreckliche Schauspiel bey den Natsches in Louisiana, deren Oberhaupt gestorben war, sich wieder erneuern. Die Franzosen welche damals einen Theil dieser Provinz eroberten, konnten weder durch Bitten, noch durch Drohungen verhindern, daß man bey der Leiche dieses Barbaren ein grosses Blutbad anstellte. Man brachte nicht weniger als dreizehn Personen von beiden Geschlechtern ums Leben. Ausserdem warf man noch ein Kind überall, wo der Leichenzug vorbey gieng, umher, damit es von den Trägern der Bahre, auf welcher der Regent ruhete, mit Füssen getreten werden sollte. Zwo seiner Frauen, einige alte Weiber und fünf von seinen Bedienten mußten ihm im Grabe Gesellschaft leisten. Nach vielen langweiligen und närrischen Gebräuchen ließ man alle zum Tode bestimmte sich auf Matten setzen, die auf der Erde ausgebreitet waren. Man reichte ihnen die erwähnten Kugeln, und unterdessen daß dies Gift seine ersten Würkungen äusserte, fieng die Versammlung an zu tanzen, und ein so lärmendes Todtengeheule hervorzubringen, daß man es an allen umherliegenden Orten hören konnte. Man umwand hernach den Kopf eines ieden Kranken mit einer Rehhaut, über welche man ein Strick legte, das eine Schleife hatte, die sich leicht

zuzie-

zuziehen lies. Zwey Leute hielten dieses Seil, damit es nicht nachgeben konnte, und drey Henker zogen es an dem einen Ende nach sich, und erwürgten so in einem Augenblick die Schlachtopfer dieser kannibalischen Cärimonie. Ihre Körper begrub man neben der Gruft ihres Oberhaupts.

Le Page behauptet, daß die Anzahl der aufgeopferten und erwürgten Männer und Weiber noch viel beträchtlicher gewesen seyn würde, wenn sich die Franzosen nicht einige Tage vor der Hinrichtung dem Wohnsitz der Natsches genähert hätten? Hieraus kann man schliessen, wie das Blutbad beschaffen gewesen seyn muß, daß die alten Mexikaner und Peruvianer bey ähnlichen Umständen anrichteten. In Domingo übte man diese Grausamkeit bey den Begräbnissen der Fürsten und Herren der Insel auch aus. Kurz, sie war von allen Nationen in der neuen Welt angenommen worden, die unter einem Oberhaupt standen — —

Der Lehrsatz von der Auferstehung des Leibes muß in Europa, Asien und Afrika weiter ausgebreitet gewesen seyn, als die Geschichtschreiber vermuthen, da man fast keine alte Nation kennt, die nicht Waffen, Hausgeräthe, Speisen und Getränke, Licht und

Stü-

Stücken Geld zum Gebrauch der abgeschiedenen Selen in die Gräber der Verstorbenen gelegt hätte. Dies beweiset unstreitig, daß man an ein zukünftiges Leben glaubte. Unter die gefährlichen Folgen, welche der schreckliche Misbrauch des Lehrsatzes der Auferstehung nach sich gezogen, muß man die Gewohnheit nicht rechnen, daß man lebendige Kinder mit ihren todten Müttern begrub, wie bey den Onontagern, in Darien und in einigen andern amerikanischen Provinzen geschiht. Diese Grausamkeit hat ihren Grund in der beklagenswürdigen Verfassung des wilden Lebens, wo sich niemand mit der Erziehung der Waisen und Säuglinge abgeben wollte und konnte. Man bringt sie an eben dem Tage um, an welchem die Mutter ihren Geist aufgiebt. Man nimmt ihnen das Leben, damit sie nicht vor Hunger oder hülflos sterben sollen.

§. 3.

Von der Gewohnheit, sich beim Tode seiner Verwandten die Finger abzuschneiden.

Nachdem wir den grausamen und unnatürlichen Gebrauch betrachtet haben, der bey den Leichen so vieler Nationen in beiden

Wel=

Welten üblich war, so wollen wir auch eine seltsame Gewohnheit untersuchen, die eine Art von Trauer seyn soll, und deren Ursachen man unmöglich erforschen kann. Sie besteht darin, daß man sich ein Glied von den Fingern abschneidet, wenn man seinen Mann, seine Frau oder einen von seinen Verwandten durch den Tod verliert. Bey den Tscharösen in Paraguay, den Quanarösen und viel andern kleinen Völkern dieses Theils der neuen Welt ist diese Verstümmelung in alten Zeiten so gewöhnlich gewesen, daß man unter ihnen Männer und Weiber angetroffen hat, die an beiden Händen nur noch fünf oder sechs ganze Finger hatten. Dies hat ohne Zweifel den Verfasser der Handschriften, die mir mitgetheilt worden sind, zu einem Irrthum verleitet, da er in denselben sagt: Bey den Wilden, welche Paramaribo gegen Morgen wohnen, und welche die Holländer Boken nennen, wären zween ganze Stämme, die von Natur an ieder Hand nur drey Finger hätten. In Californien, wo viele Horden in der Barbarey geblieben sind, haben sie auch diesen üblen Gebrauch beibehalten, und schneiden sich noch heut zu Tage beim Absterben ihrer Verwandten einige Glieder von den Fingern ab. Sie fangen mit den Gliedern der Vorderfinger an beiden Händen an, und sind diese abgenommen, so gehen sie zum fol-

folgenden fort. Sie haben ein besonderes Geheimniß, diese Wunden schnell zu heilen, die in Europa, weil sie oft wiederholt werden, für gefährlich gehalten werden würden.

Jtzt wollen wir ein Volk in unserer Welt aufsuchen, das auch die ungereimte Gewohnheit hat, sich die Hände zu verstümmeln, und wenn wir eins entdecken, so müssen wir gestehen, daß die sich in so vielen Rücksichten unähnlichen Bewohner beider Welten in den größten Ungereimtheiten, welche sich die Sele des Menschen nur vorstellen und begehen kann, übereinstimmen. Herr de la Loubere, Mitglied der französischen Akademie, ist, wo ich nicht irre, der erste, der während seines Aufenthalts auf dem Vorgebürge der guten Hofnung auf seiner Rückreise von Siam diese Gewohnheit bey den Caffern bemerkt hat. Er sagt, daß die Hottentotten, wenn sie ihre Weiber, und die Hottentottinnen wenn sie ihre Männer verlieren, sich die Spitze von einem Finger abschnitten. Man könnte daher, wenn man ihre Hände ansähe, sogleich merken, ob sie Wittwen wären, und wie oft sie es gewesen wären. Kolbe, der den la Loubere gefolgt, ist in seiner Beschreibung dieser thörichten Mode etwas verschieden. In der Hauptsache ist er mit ihm übereinstimmend, scheint

aber zu verstehen zu geben, daß sich in diesem Lande nur die Frauens die Finger verstümmelt hätten, wann ihnen der Tod ihre Männer geraubt.

In den Abhandlungen von den Leichenbegängnissen der Alten, welche unter den Neuern Kirchmann, Meursius und andere geschrieben haben, deren gelehrte Untersuchungen in der grossen Sammlung des Grävius aufbewahret worden sind, siehet man, daß die Römer zuweilen den todten Körpern einen Finger abgeschnitten haben, welche Ort und Umstände nicht erlaubten mit der anständigen Pracht zu begraben. Mit diesem vom Körper abgelöseten Finger trieben sie viel Aberglauben. Indessen würde es thöricht seyn, darin den Ursprung der Mode der Hottentotten zu suchen, die noch weniger von der Religion der Römer etwas gehört, da sie nicht einmal von der Religion der Mohamedaner Kenntnisse haben, die sich doch gegen Morgen bis zur Küste Melinde und gegen Abend bis zur Küste Angola in Afrika ausgebreitet hat. Auch die Behauptung würde thöricht seyn, daß die Kaffern in alten Zeiten mit den Einwohnern von Californien Gemeinschaft gehabt hätten, und daß man dieser Verbindung den übereinstimmenden Gebrauch des Verstümmelns der Hände zur Zeit der Trauer zuschreiben müsse. Wer

nur einige Begriffe von der Erdbeschreibung hat, wird den Ungrund dieser Hypothese einsehen. Keine Völker sind auf der Erdkugel mehr von einander abgesondert, als die Californier und Hottentotten. Da sie in Süden und Norden an beiden Enden der Erde wohnen, so trennet sie die ganze Erde.

§. 4.

Von einer seltsamen Gewohnheit der Männer, die sich nach der Entbindung ihrer Weiber ins Bette legen.

Ein nicht so blutiger aber lächerlicher Gebrauch, den man bey sehr vielen westindischen Völkern angetroffen hat, ist der, daß sich der Mann ins Bette legt, wenn seine Frau mit einem Knaben oder Mädgen niedergekommen ist. In dieser Lage spielt er die Rolle eines Kranken, seufzet, läßt sich pflegen, und nimmt die Besuche seiner Freunde an, die mehr zu ihm kommen, ihn zu beklagen, als ihm Glück zu wünschen. Da man in Frankreich diese Ungereimtheit zum ersten mal hörte, fragte man gewöhnlich, wie man in Amerika so einfältig seyn könnte? Allein, man wußte damals ohne Zweifel nicht, daß diese Gewohnheit in Frankreich selbst eingeführt gewesen und noch ist, und daß sie das

ist,

ist, was man in Bearn nennt: faire la couvade. Wahrscheinlich haben die alten Benarnier oder Bearnier diesen Gebrauch in Spanien gelernt, wo er hauptsächlich zur Zeit des Strabo herrschte: Mulieres cum pepererunt, ſuo loco viros decumbere jubent eisque miniſtrant. Dies ist dem sehr ähnlich, was man unter den Brasilianern und vielen andern nordamerikanischen Völkern bemerkt hat, wo die Frau nach ihrer Niederkunft keine dringendere Angelegenheit hat, als ihrem Mann aufzuwarten, der einige Tage im Bette zubringt.

Markus Paulus, der nicht immer die Unwahrheit gesagt hat, versichert, daß er eben dies bey vielen Stämmen der unabhängigen Tatarn angetroffen hat. Man kann hieraus schliessen, daß sich dieser Gebrauch in der ganzen Welt verbreitet hat. Da er von dem Fluß S. Laurent bis jenseit der pyrenäischen Gebürge allgemein aufgenommen worden ist. Er mußte sein Glück machen, weil er zu wunderbar ist, als daß er dem menschlichen Geist hätte misfallen sollen. Boulanger sagt in seinem enthüllten Alterthum: Bey einigen Wilden in Amerika verlangt es die Mode, daß sich der Mann ins Bette lege, wenn seine Frau entbunden ist. Eben dies geschieht nach des Strabo Bericht bey den Celtiberiern,

und nach dem Diodor von Sicilien auf der Insel Corsika — — In den Lettres edifiantes lieset man, daß der Mann während seiner Eingezogenheit ein sehr strenges Fasten beobachte, und sich sogar des Trinkens enthalte, so daß er merklich abnehme.

§. 5.

Ueber die Sonnen- und Mondfinsternisse.

Es ist bekannt, daß die Sonnen- und Mondfinsternisse die Unwissenden und Abergläubigen gewöhnlich in Furcht gesetzt haben, wie auch, daß die Römer und Griechen während der Dunkelheit mit Kesseln, Glocken, Pfannen, und andern tönenden Sachen einen grossen Lärm machten. Man muß sich wundern, daß die Schriftsteller, welche die Geschichte von Peru beschrieben haben, darin überein kommen, daß die alten Peruvianer bey dergleichen Umständen ein ähnliches Geräusch machten. Wenn sie alle Trommeln, Hörner und Trompeten vereinigten, so war dies Geräusch entsetzlich groß. Um diese übelklingende Musik noch zu vermehren, prügelten sie ihre Hunde, daß sie heulen mußten. Man hat diesen Gebrauch auch bey den Indianern angetroffen, die sich

in der Religion zu den Braminen hielten. Diese begnügen sich nicht mit Schreien, Schlagen und Lärmen während der Finsternisse, sondern sie baden sich auch im Ganges.

Es ist schweer zu errathen, wie so viel Völker, die so entfernt von einander leben, sich so ähnlich haben seyn können, daß man auf die Vermuthung kommt, sie hätten mit einander in Verbindung gestanden. Denn der unvorhergesehne Mangel der Klarheit reizt den Menschen nicht natürlich zum Schreien, sondern bewegt ihn vielmehr zum Schweigen, weil die Finsterniß traurig macht und die Traurigkeit so stumm ist als die Fröhlichkeit beredt. Man bemerkt, daß die Thiere, die auf den Wiesen weiden, bey Sonnensinsternissen zu Hecken und Bäumen ihre Zuflucht nehmen, und ein trauriges, tiefes Stillschweigen beobachten, bis es wieder helle wird, und die Dunkelheit verschwindet.

Die Römer, Indianer und Peruvianer müssen von der Natur der Sonne und des Mondes sehr nahe kommende Vorstellungen gehabt haben. Sie müssen diese Himmelskörper für lebendige Wesen gehalten haben, die sie durch ein grosses Geräusch haben aufwecken wollen, weil sie vielleicht geglaubt, daß diese Finsternisse ein plötzlicher Schlaf

oder Schlummer sey, der diese Geschöpfe mitten in ihrem himmlischen Lauf überfalle. Hätten sie das Herabfallen derselben befürchtet, wie einige Schriftsteller behauptet, so hätten sie ihre Zuflucht nicht zum Schreien und zum Geräusch der Instrumente genommen. Die tägliche Erfahrung hat sie oft lehren können, daß der Schall einer Trompete ein hangendes Gewicht am Herabfallen nicht hindern kann, wenn man es losbindet. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie sich eingebildet haben sollten, Sonne und Mond stritten mit einander und stiessen am Himmel gegen einander, weil es alsdann niemanden eingefallen seyn würde, die Streitenden durch Schreien aus einander zu bringen. Man würde vielmehr mit Stillschweigen und mit Zittern die Entscheidung eines Streits erwartet haben, von welchem das Schicksal der Erde und Wohl des menschlichen Geschlechts abhieng *.

§. 6.

Von Menschenopfern.

† Es ist keine Nation in der Geschichte erwähnt, der man nicht leider den Vorwurf machen

* Man kann hier das Kapitel des dritten Buchs von der Mythologie nachlesen, in welchem diese Materie weitläuftiger abgehandelt ist.

† *L' Antiquité devoilée.*

machen mußte, daß sie mehr als einmal das Blut ihrer Mitbürger bey heiligen und religiösen Gebräuchen vergossen, um die Gottheit zu besänftigen, wenn sie zornig zu seyn schien, oder sie zu rühren, wenn sie unempfindlich zu seyn schien. Diese abscheuliche Schwärmerey, auf die man bey ihrem Fortgange stolz war, würde nach einigen Jahrhunderten die Erde entvölkert oder verwüstet haben, wenn die Pflanzung und Ausbreitung des Christenthums sie nicht vertrieben hätte. Man wird von Grauen überfallen, wenn man über die Beschaffenheit der meisten Religionen nachdenkt, die sich ganz auf die schreckensvollsten Begriffe von Rache, Blutvergiessen uud Zerstören gründen. Die Sünd- Söhn- und Brandopfer haben auch den vornehmsten Theil der gottesdienstlichen Verehrung ausgemacht, weil man sich vielmehr für den Zorn der Götter gefürchtet hat, als man sich geschmeichelt, sie zu Freunden zu haben. Sobald man dieselben als Tyrannen abbildete, die nach dem Blute aller lebendigen Wesen dürsteten, so mußte freilich ihr Heiligthum mit Blut befleckt werden. Wann die mexikanischen Priester Lust hatten, eine Feierlichkeit anzustellen, so machten sie bekannt, daß ihr Gott Vitzliputzli dürste, und in demselben Augenblick wurde an dem Fußgestelle seiner Statüe ein Gefangener gewaltsam umgebracht.

Die Scythen, Aegyptier, Chinesen, Indianer, Phönizier, Perser, Griechen, Römer, Araber, Gallier, Germanier, Britten, Spanier und Negern haben in alten Zeiten die Gewohnheit gehabt, sehr viel Menschen zu opfern.

Die Mexikaner opferten noch bey der Ankunft der Spanier Menschenopfer, und wenn dem Las Casas Glauben beizumessen ist, so hatte man allein unter des Montezuma Regierung hundert und funfzig gebracht, welche Zahl in der That sehr groß wäre. Damals bewahrte man auch einen Gefangenen im Tempel, den man am Ende des Jahrs feierlich umbrachte, und dessen Fleisch man den Andächtigen zu essen gab. Die Peruvianer, die wahrscheinlich länger aufgeklärt sind, als die Mexikaner, würgten keine Menschenopfer mehr zum Dienst des Altars. Sie liessen nur aus einigen Adern der Stirne und der Nase der Kinder eine gewisse Portion Blut ab, welches man auf Mehl schüttete und Kuchen daraus bereitete, die alle Unterthanen des Reichs bey einer jährlichen grossen Feierlichkeit essen mußten.

Neuntes Kapitel.

Von Alexander dem Grossen.

§. 1.

Untersuchung seiner Lebensgeschichte, die Curtius geschrieben.

*Wenn Curtius die Geschichte Alexanders nicht durch tausend Fabeln verstellt hätte, die von so viel Lobrednern wiederholt worden sind, so wäre Alexander der einzige Held des Alterthums, von dem man eine glaubwürdige Geschichte hätte. Man hört nicht auf zu erstaunen, wenn lateinische Geschichtschreiber vier hundert Jahre nach ihm indianische Städte vom Alexander belagern lassen, welchen sie griechische Namen geben, und von welchen einige nie würklich vorhanden gewesen sind.

Nachdem Curtius den Tanais ienseit des kaspischen Meers versetzt hatte, so sagt er auch, daß der Ganges, indem er sich gegen Morgen hinwende, sein Wasser ins rothe Meer ablasse, das gegen Abend liegt. Dies gleichet dem Gespräch des Trimalcion, der sagt, daß er eine Niobe habe, die im troianischen

* *L' Evangile du jour.*

nischen Pferde eingeschlossen gewesen, und daß Hannibal bey der Plünderung von Troia alle goldene und silberne Statüen mit sich genommen und das korinthische Erzt daraus gemacht habe.

Man behauptet, er habe eine Stadt Namens Ora am Flusse Indus nicht weit vom Ursprung desselben belagert. Hier ist nun die Landstrasse von der Hauptstadt des Reichs acht hundert Meilen von dem Lande entfernt, in welchem Porus gewohnt haben soll.

Der berühmte Holwel, der dreissig Jahre zu Benares, der alten Hauptstadt der Bramanen, gewohnt hat, in ihrer heiligen Sprache unterrichtet worden ist, und ihre Bücher übersetzt hat, versichert, die Archive dieser Bramanen gesehen und gelesen zu haben. Sie erwähnten würklich einen berüchtigten Räuber, Namens Alexander, es sey aber damals nur ein König in Indien gewesen, und keiner von den kleinen Königen, welche die Griechen und Römer anführen. Die erwähnten Porus und Taxiles, welches griechische Namen sind, kennet man in Indien gar nicht.

§. 2.

Von den Reden, welche man bey diesem Schriftsteller findet.

Es

Es gefällt dem Curtius, daß er die Scythen eine Gesandschaft an den Alexander auf dem Flusse Jaxartes abschicken läßt. Er legt ihnen eine Rede in den Mund, welche die Amerikaner an die ersten spanischen Eroberer hätten richten müssen. Er schildert die Scythen als friedfertige und gerechte Leute, die über den Anblick eines Griechen erstaunen, der so weit hergekommen sey, um Völker zu bezwingen, welche ihre Tugenden unüberwindlich machten. Er erinnert sich nicht, daß diese unüberwindlichen Scythen von den persischen Königen bezwungen worden. Diese so friedfertigen und so gerechten Scythen widersprechen sich in der Rede des Curtius zu ihrer eignen Schande. Sie gestehen, daß sie bis nach Oberasien mit Feuer und Schwerdt vorgedrungen wären. Es sind eben die Tatarn, die in Verbindung mit vielen nordischen Horden die ganze bekannte Welt von China bis an den Berg Atlas sehr lange Zeit verwüstet haben.

Die Reden der Geschichtschreiber würden in einem epischen Gedicht, in welchem man die Einführung der Personen selbst sehr liebt, ungemein wohl angebracht gewesen seyn. Sie sind ein Eigenthum des Dichters und zum Unglück sind aus eben der Ursach die Geschichten damit angefüllt. Der

Ver=

Verfasser setzt sich ohne Bedenken an die Stelle seines Helden.

Curtius läßt den Alexander einen Brief an den Darius schreiben. Griechenlands Held sagt in diesem Briefe, daß die Welt weder zwo Sonnen, noch zween Herren leiden könne. Rollin merkt mit Recht an, daß mehr Schwulst als Erhabenheit in diesem Briefe herrsche. Allein, hat ihn Alexander würklich geschrieben? dies müßte man erst untersuchen. Es stand nur dem Japhet aus Armenien, dem Hofnarren Karls V an, zu sagen, daß zwo Sonnen an einem sehr kleinen Ort die Hitze zu brennend machen würden. Aber war denn Alexander ein Japhet von Armenien?

Freylich legt auch Livius seinen Helden oft Reden in den Mund. Was hatte aber Livius für einen Zweck? Witz und Beredsamkeit zu zeigen. Wer Reden halten will, der trete vor dem römischen Rath auf. Wer Geschichte schreiben will, sage uns nichts weiter als Wahrheit.

Zehntes Kapitel.

Philosophischer Blick auf einige römische Kaiser, die nach dem Augustus regieret haben.

§. 1.

Tiberius.

Augustus überläßt das Reich einem Ungeheuer, das iedermann über den Tod desselben Klagen auspressen mußte. Ich rede vom Tiberius, der lange einen ihm ähnlichen Minister hatte. Unter dieser unglücklichen Regierung zeigten die Rathsherren eine Niederträchtigkeit, die nur von den geringsten Sklaven hätte erwartet werden können. Ein alter Schriftsteller erzählt, daß sie zu den Zeiten des ersten Kaisers berathschlagt hätten, ob sie ihm das Recht zugestehen wollten, mit allen Frauenspersonen, die er seiner Aufmerksamkeit werth halten würde, Gemeinschaft zu haben. Ihre Niederträchtigkeit nahm unter den folgenden Regierungen noch mehr zu.

§. 2.

Caligula.

* Dem Tiberius folgt Caligula, der eben so

* *Tableau philosophique du genre humain depuis l'origine du monde jusqu' a Constantin.*

so seine Macht und die Schwachheit der Römer misbraucht. Seine grausamen und niederträchtigen Handlungen setzen in Erstaunen und machen Zittern. Allein, sollten Suetonius und Tacitus seine Schilderung der übrigen Kaiser nicht zu sehr im Schatten gestellt haben? Das Gefühl der Freiheit, das sie noch beseelte, hat sie vielleicht ungerecht gemacht. Indessen schildert uns die Geschichte den Caligula mit den gehässigsten Farben. Er macht den Rath immer niederträchtiger und läßt die Häupter der berühmtesten Familien ohne einige Ursach und Vorwand auf die grausamste Weise hinrichten. Man sagte, er habe sich eines geheimen Umgangs mit dem Monde berühmt. Er soll auch sein Pferd zum obersten Priester bestellt haben. Chereas ermordete diesen ausschweifenden Fürsten.

§. 3.

Claudius.

Man sahe hierauf den blödsinnigen Claudius den Thron besteigen. Er war so thöricht, neue Verordnungen ohne Zahl zu machen, in welchen würklich kein gesunder Menschenverstand war. Wenn sein Charakter gleich sanft und von Mäßigung war, so wird er doch durch den Anblick blutiger

Scenen

Scenen so daran gewöhnt, daß er selbst ohne Mitleiden Blut vergiessen lernte. Die schändliche Messalin, seine Gemahlin, beschimpfte ihn durch eine beispiellose Ausgelassenheit. Aber endlich erhielt sie ihre Strafe. Claudius, dessen Gedächtniß eben so schwach als sein Kopf war, wollte sie an eben dem Tage zu sich rufen lassen, an dem er sie hatte hinrichten lassen. Er heirathete hierauf gegen die Gesetze des Reichs, seines Bruders Tochter Agrippine. — Diese ehrsüchtige Frau herrschte unumschränkt über den Claudius, der zum Nachtheil seines eignen Sohnes Germanikus den verabscheuungswürdigen Nero an Kindes Statt annahm.

§. 4.

Nero.

Agrippine konnte die Zeit nicht erwarten, ehe sie ihren Sohn auf dem Thron sahe. Sie vergiftete daher den schwachen Claudius, den man, wie gewöhnlich war, unter die Zahl der Götter versetzte. Nero fieng seine Regierung so wie alle Tyrannen an — er lies einige Tugenden blicken, allein kurz darauf zeigte er sich in seinem ganzen Charakter. Dieser schwache, abergläubische und grausame Monarch vereinigte alle La-

ster in seiner Person, selbst diejenigen, die sich am meisten entgegen gesetzt sind, und übte alle Schandthaten aus. Seine Mutter, welcher er alles zu verdanken hatte, und die ohne Kummer starb, als sie ihn auf dem Thron sahe, war eins von seinen Opfern. Sein Geschmack an Lustbarkeit, Schauspielen, Spielen und andern öffentlichen Ergötzlichkeiten war übertrieben. Anstatt sein Volk weislich zu regieren und würklich glücklich zu machen, beschäftigte er sich blos damit, es zu ergötzen. Er sang auf dem Theater und spielte so gar die Rolle eines niedrigen Komödianten. Er wollte der beste Virtuose des ganzen Reichs seyn, und wehe dem, der ihn nicht als einen solchen bewunderte! Er verschwendete unsägliche Summen mit diesen unwürdigen Lustbarkeiten und, um sie zu erhalten, lies er die Grossen des Reichs hinrichten und zog ihre Güter ein. Sein Unsinn war grausam. Er wünschte einmal, einen solchen Anblick zu haben, als der gewesen, wie Troia in Flammen gestanden, und lies daher in verschiedenen Theilen Roms Feuer anlegen. Dieser schreckliche Anblick, den er aus seinem Pallast mit ansahe, machte ihm ungemein viel Vergnügen. — — Endlich empörte sich das ganze Reich gegen ihn. Der Rath wurde durch das eigenmächtige Verfahren vieler Stadthalter in den

Pro-

Provinzen dreust gemacht, und setzte ihn ab. Dieser nichtswürdige Monarch endigte sein Leben, mit dem Fluch des ganzen menschlichen Geschlechts beladen, feig und zaghaft: Es ist Schade, sagte er seufzend, daß ein so guter Musikus sterben muß. Dies Ungeheuer, dessen Name schon Abscheu einflößt, war ein Schandfleck der Menschheit. Die Geschichte hat ihn, so wie er es verdient, bestraft, und sein Beispiel muß die Tyrannen zittern machen, die in Versuchung kommen sollten, ihn nachzuahmen.

§. 5.

Galba und Otto.

Es traten hierauf verschiedene Kompetenten auf, welche mit einander um den Thron stritten. Man ernennt erst den Galba in dieser Anarchie. Dieser Prinz war grausam und geitzig. Die Soldaten, gegen die Nero verschwenderisch war, wurden seiner bald überdrüssig. Otto stellte sich an die Spitze der Rebellen, und da der Kaiser ohne Schutz war, wurde er erstochen. Otto folgte ihm in der Regierung. Dieser besaß ganz entgegen stehende Eigenschaften. Er war ein Zärtling, und furchtsam wie ein alt Weib. Allein zu einer andern Zeit war er tapfer und unternehmend. Er war häßlich, klein, und hatte einen

nen kahlen Kopf und dem ohngeachtet war er in sich selbst verliebt. Er lies sich alle Tage den Bart abscheeren, und des Nachts bedeckte er sich das Gesicht mit Brod, das in Eselsmilch eingeweicht war, um ein munteres Ansehen zu haben. Er stand beständig an seinem Nachttisch, verschönerte und bewunderte sich. In Ansehung seines Charakters war er höflich, gefällig, wollüstig, leichtgläubig, verschwenderisch wie Nero, ehrgeitzig, herzhaft und standhaft in Gefahren. Er hatte gleich seinen Vorfahren ein Beispiel von Aufruhr gegeben. Er konnte sich also nicht schmeicheln, daß er die mit Gewalt sich angemaßte Herrschaft in Ruhe behalten würde.

§. 6.

Vitellius.

Vitellius ergrif die Waffen wider ihn und Otto wurde geschlagen. In dieser Verlegenheit bewiesen seine Soldaten, die ihn anbetheten, einen Eifer für ihn, von dem man fast kein Beispiel hat. Sie fielen ihm zu Füssen, küßten ihm die Hände, und baten ihn mit Thränen, daß er sie wieder gegen den Feind führen mögte. Einer zog unter andern den Degen und sagte zu ihm: Wisse, Kaiser, daß meine Kameraden eben so wohl als ich entschlossen sind, für dich zu sterben. Allein Otto antwortete, daß er so tapfere Leute der

Ge-

Gefahr nicht mehr aussetzen wollte. Hierauf brachte er seine Angelegenheiten in Ordnung, vergas nichts, und nahm mit der größten Standhaftigkeit von seinen Freunden Abschied. Endlich erstach er sich mit seinem eigenen Degen. Nie wurde ein Monarch so sehr bedauert, nemlich von seinen Soldaten. Denn das Reich hat ihm nicht mehr zu verdanken, als den meisten seiner Vorgänger.

Indessen verdiente Vitellius den Haß des Volks. Er hatte sich durch die niedrigsten Schmeicheleien in die Höhe geschwungen, und es ist bekannt genug, daß die kriechenden Seelen die hassenswürdigsten sind, weil sie zu allen fähig sind. Vitellius war dem Trunk ergeben, grausam und ausschweifend. Da er das Schlachtfeld sahe, wo seine Feldherren über den Otto gesiegt hatten, so betrachtete er die Körper der Menschen und Pferde, die geblieben waren, mit Vergnügen. Der üble Geruch, den sie von sich gaben, machte, daß einige seiner Officiers das Gesicht wegwendeten. Allein dieser Eckel war ihm so auffallend, daß er sagte: Der Geruch von einem todten Feinde sey allezeit angenehm, und der Geruch von einem Bürger noch besser. Eine verabscheuungswürdige Maxime, nach welcher er in seiner kurzen Regierung, so oft er nur konnte, handelte. Alle Ehrenstellen ertheilte er Possenreissern, Kutschern und frei-

gelassenen Sklaven, welche den Staat erschöpf-ten, die Güter der angesehensten Familien nach Willkühr einzogen, und ihren Ruhm darinn setzten, die heiligsten Gesetze aufzuheben, um ihre Räubereien geltend zu machen. Vitellius, der das fleischfressendste Thier im ganzen Reiche war, beschäftigte sich unterdessen mit Essen. Er hatte einen unersätlichen Appetit, und er erhielt ihn dadurch beständig fort, daß er das Fleisch, das er zu sich genommen hatte, wieder von sich gab. Endlich starb er des schimpflichsten Todes durch die Hand des Henkers, und die Römer bemüheten sich, einen bessern Oberherrn anzusetzen.

§. 7.
Vespasian.

Dieser Oberherr war Vespasian. Verschiedene Zeichen weissagten seine Grösse. Der leichtgläubige Sueton erzählt, daß ein Ochse, der auf dem Felde arbeitete, an einem gewissen Tage sein Joch abschüttelte, und eiligst in das Zimmer gieng, wo Vespasian speiste. Er fiel hierauf zu seinen Füssen nieder, und lies den Kopf nach und nach sinken. Dies bewies offenbar, daß er einmal Kaiser werden würde. Vespasian war ehrgeitzig. Allein er besaß doch grosse Tugenden, und die Römer erholten sich unter seiner Regierung etwas wieder. Man beschuldigte ihn des Geitzes, und man hat

diesen Vorwurf noch in unsern Zeiten wiederholt. Aber ich glaube, daß dieser vermeinte Geiz eine kluge, nach den unvernünftigsten Räubereien der ersten Kaiser nothwendige Sparsamkeit war. Der Staat war erschöpft. Alle Reichthümer waren in den Händen der Nichtswürdigen, welche alle Thorheiten der Kaligula's, der Nero's und Vitellius befördert hatten. Man mußte daher die Finanzen wieder in einen guten Stand setzen, die Verwaltung derselben überall wieder in Ordnung bringen, und dies konnte nicht anders als durch eine kluge Wirthschaft erlangt werden.

Vespasian war sanft, gelinde und menschenfreundlich. Man konnte ihn ungestraft beleidigen. Es war sein Vergnügen, den Menschen ohngeachtet ihrer Ungerechtigkeit Gutes zu thun, und er verlangte dafür keine Dankbarkeit, fürchtete auch ihren Tadel nicht — Vespasian starb mit seinem ganzen Ruhm, und die Geschichte wird ihn stets unter die Zahl der guten Regenten sehen. Er war bis zum letzten Augenblick seines Lebens arbeitsam, in welchem er noch gesagt hat: **Ein Kaiser muß stehend sterben.**

§. 8.

T i t u s.

Titus, das Vergnügen des menschlichen Geschlechts, der jeden verflossenen Tag als

 einen

einen Verlust beklagte, wenn er nicht an demselben Gutes gethan hatte, tröstete Rom wegen des Verlusts seines Vaters wieder. Die Geschichtschreiber sagen, daß man vor seiner Thronbesteigung eine sehr schlechte Meinung von seinen Sitten gehabt, und daß man ihn als einen zweeten Nero gefürchtet. Seine Regierung war indessen für das Wohl der Menschheit zu kurz. Das Laster hatte nie Zutritt zu seinem Hofe. Man mußte die Tugend lieben, um ihm zu gefallen. Die Schelme, Denunzianten, Wollüstlinge und Raubsüchtigen, die unter den vorigen Kaisern das Ruder geführt hatten, mußten ihre Verbrechen in Finsterniß hüllen, oder den Schein der Tugenden annehmen, die sie nicht würklich hatten. Sein Bruder Domitian richtete eine Zusammenverschwörung gegen ihn an. Allein, er zeigte bey diesen Unternehmungen die größte Mässigung. Hätte er sie indessen bestraft, so hätte Rom den Greuel nicht erfahren, der demselben bevorstund. Der wohlthätige Titus, dieser Monarch, dessen Andenken in den Herzen der Gutdenkenden nie erlöschen wird, hatte bey seinem Tode nur den einzigen Schmerz, daß er nicht mehr an dem Glück der Menschen arbeiten konnte. Aurelius Viktor berichtet, daß er vergiftet worden sey, und da er von iedermann verehrt wurde, so war Niemand als sein Bruder Domitian zu diesem Verbrechen

fähig.

fähig.. Dies mag sich nun verhalten, wie es will, so beweinte doch das ganze Reich den Titus und sein Nachfolger vermehrte während seiner ganzen Regierung diesen allgemeinen Schmerz.

§. 9.

Domitian.

Domitian war ein zweeter Nero. Er hatte alle Laster an sich und übte alle Verbrechen aus. Zuweilen vertrieb er sich die Zeit mit Versemachen, welche Quintilian, Plinius und Martial fürtreflich fanden. Allein, heut zu Tage lobt man die Menschen nicht mehr, weil sie aus dem Vaterlande verweisen können. Hätte er sich indessen mit Todschlagung der Fliegen, und Verfertigung schlechter Verse beständig beschäftigt, so würde man ihn blos für einen schwachen Kopf gehalten haben. Allein, er hat alle schwarze Thaten begangen, die sich ein ausgelassener Tyrann nur erlauben kann.

Domitian starb endlich mit dem allgemeinen Fluch beladen, den gewöhnlichen Tod der Tyrannen. Er wurde allein von den Soldaten bedauert, die er durch die Güter der Verwiesenen bereicherte, und welche die Werkzeuge seiner Grausamkeiten waren. Der Rath bezeigte öffentlich seine Freude über den Tod des allgemeinen Feindes des Vaterlandes. Seine Bildsäulen wurden niedergerissen, und sein

Andenken, als das Andenken eines Ungeheuers vertilgt, das die Geschichte nicht beschimpfen müßte.

§. 10.

Nerva.

Der gute Nerva tröstet die Römer nach so vielen Greuelthaten. Martial nennt ihn den gelindesten unter allen Regenten, und in Julians Kaisern siehet man, daß ihm Silen nichts vorzuwerfen hat. Nach Xiphilins Bericht sagte er auch: daß er sich keiner Handlung schuldig wüßte, die ihn verhindern könnte, in Ruhe und Sicherheit zu leben, wenn er die Regierung niederlegte. Er machte, so viel er konnte, die Räubereien des Domitian wieder gut, und gab seinen Unterthanen das wieder, was ihnen geraubt worden war. Da sich die öffentlichen Kassen durch die übertriebenen Verschwendungen seines Vorgängers in der größten Unordnung fanden, so verkaufte er seine überflüssigen Sachen, um den Staat nicht zur Last zu seyn. Er zeigte sich gegen die Niederträchtigen, die Anschläge wider sein Leben gemacht hatten, ungemein gelinde und, um das Glück seines Volks in Sicherheit zu stellen, beschleunigte er die Annehmung des tugendhaften Traians, der ihn nachahmen sollte, an Kindes statt. Dieser grosse Monarch starb ruhig in einem hohen Alter mit dem Ruhm, der

den

den gerechten und wohlthätigen Mann immer begleitet.

§. 11.

T r a i a n.

Traian war der erste Ausländer, der zur Regierung kam, und von Geburt ein Spanier. Dieser Herr war in Deutschland, als er die erste Nachricht erhielt, daß er an Kindes Statt sey angenommen worden. Er fieng verschiedene Kriege an, in welchen er die größte Wissenschaft von dieser schrecklichen Kunst blicken ließ. Nachdem er sich die Deutschen unterworfen hatte, gieng er nach dem Orient, wo er viel furchtbare Völker bezwang. Die Parther erfuhren seine Macht, und er gab ihnen einen eignen König. Traian hatte die Maxime: die Bürger müßten ihn so finden, wie er den Kaiser zu finden wünschte, wenn er Bürger wäre. Man beschuldigte ihn, daß er dem Trunk ergeben sey, und Julian in seinen Kaisern wirft ihm vor, er habe seinen Verstand durch das viele Trinken stumpf gemacht. Man legte ihm auch ein Laster bey, das man nicht gern nennt. Indessen liebte und verwaltete er ohngeachtet aller seiner Schwachheiten die Gerechtigkeit sehr standhaft. Ein Herr, welcher Verläumdern nie Gehör giebt, das Eigenthum der Bürger in Ehren hält, alle Redliche mit Zärtlichkeit schätzt, die leeren Ehrenbezeigungen, die man

seiner Grösse beweist, verachtet, ein solcher Regent ist ein grosser Mann, wenn er auch etwas trinkt. Er verdiente die Ehre, daß man in der Folge den Kaisern das Glück des Augusts und die Güte Traians anwünschte.

§. 12.

Hadrian.

Hadrian, der Traians Nichte geheirathet hatte, bestieg den kaiserlichen Thron. Er behielt die Strenge der Kriegsdisciplin bey, und lebte selbst, um andern ein Beispiel zu geben, sehr mässig. Er lies es sich angelegen seyn, die Künste und Griechenland, als die Mutter derselben, in Flor zu bringen. Die Barbaren lernten ihn verehren. Seine Neigung zum iungen Antonius ist ein Fehler, der sein Leben beschimpft. Er lies ihm nach seinem Tode einen prächtigen Tempel bauen, und versetzte ihn unter die Zahl der Götter. Die Griechen, die stets zu schmeicheln und sich auf eine gute Art zu verstellen wußten, machten bekannt, daß er in einen Stern sey verwandelt worden. Dieser Herr hatte viel gute Kenntnisse, und urtheilte über alles mit Geschmack und Scharfsinn. Einige Schriftsteller haben ihn dem Traian vorgezogen, und an Verstand und Einsichten übertraf er ihn gewiß. Er erließ dem Lande zwey und zwanzig Millionen und fünf mal hundert tausend Thaler Abgaben. Er stellte

das

das Reich gegen die Angriffe der barbarischen Völker sicher und unterdrückte sorgfältig die Habsucht seiner Stadthalter. Allein, er soll der Verleumdung zu leicht Gehör gegeben haben, in der Freundschaft unbeständig gewesen seyn, viel Veränderlichkeit, Mistrauen und Verstellung gezeigt haben. Man sagt auch, er sey grausam und von so kleiner Denkungsart gewesen, daß er über den Ruhm derer, die sich in den Wissenschaften hervorthaten, in welchen er erfahren zu seyn glaubte, Eifersucht habe blicken lassen. Die scherzhaften Verse, die er kurz vor seinem Tode machte, und die von dem Muth einer römischen Sele zeugen, sind bekannt genug.

§. 13.

Antonin, Lucius Verus und Markus Aurelius.

Antoninus Pius verdiente diesen Namen nicht wegen des Aberglaubens, sondern wegen der Weisheit seiner Regierung und der Rechtschaffenheit seines Verhaltens. Dieser Herr liebte seine Familie zärtlich, gieng mit seinen Unterthanen wie mit seinen Kindern um, und liebte alle Menschen so sehr, daß er alle Irthümer und alle Religionen duldete. Kapitolin beschreibt ihn als einen höflichen, mässigen, gefälligen und freigebigen Fürsten. Er hatte etwas Grosses in seinem Aeussern, einen wohlgebildeten Verstand, edle Gesinnungen und einen sich immer gleichen Charakter. Die

Die römische Geschichte stellet uns nach dem Tode Antonins des Frommen zween Kaiser auf, die gemeinschaftlich regierten, den Lucius Verus und den weisen Markus Aurelius. Man muß sich wundern, daß diese beiden Herren, die ganz entgegen gesetzte Gemüthsarten hatten, in einem so vollkommen guten Vernehmen zusammen gelebt haben. Markus Aurelius wurde ein Philosoph genannt. Seine Philosophie bestand nicht in leeren Zänkereien. Er bemühete sich, das Glück seiner Unterthanen zu befördern. Eine Philosophie, die bey grossen Herren sehr selten ist!

§. 14.

Commodus.

Nach dem Tode dieses gütigen Kaisers wurde das Reich einem Ungeheuer zu Theil, welches die Greuelthaten der Nero's und Caligula's erneuerte. Commodus, ein Sohn und Nachfolger des weisen Markus Aurelius, war eine Geissel der Römer. Er ergab sich auf die schändlichste Weise den niedrigsten Wollüsten, unterdessen daß seine gottlosen Staatsbediente durch ihre unnennbare Raubereien und Verbannungen das Reich verwüsteten. Er hielt in seinem Pallast drey hundert Knaben und drey hundert Mädgen, die seinen Ausschweifungen zu Gebothe standen. Man hat ihn in dem Verdacht, daß er den Tod seines Vaters befördert habe. Er lies seine Gemahlin und Schwe-

Schwester umbringen. Die würdigsten Staatsbediente der vorigen Regierung und die klügsten Glieder des Raths wurden Opfer seiner Wuth. Dies wilde Thier konnte die dicken Bäuche nicht leiden. Daher wurden alle, die unglücklicher Weise einen starken Körper hatten, umgebracht. Er lies sie mitten von einander spalten, und fand viel Vergnügen daran, wenn er ihre innern Theile in zitternder Bewegung sahe. Zum Zeitvertreib übte er zuweilen seine Geschicklichkeit gegen die wilden Thiere, und dann schoß er seine Pfeile aufs gerathewohl auf sein Volk ab. In seinem Unsinn speiste er öffentlich in Frauenskleidern, kleidete sich als Fechter aus, um sich mit den Unglücklichen, die diese Kunst übten, zu schlagen, und brachte diejenigen, die seiner schonten, auf das schändlichste um. Mit einem Wort, er rühmte sich, daß er zwölf tausend Menschen mit seiner linken Hand umgebracht habe. Dieser Tyrann wurde durch einen Fechter, Namens Narcissus, erstickt, der das Reich von seinen Grausamkeiten befreiete.

§. 15.

Pertinax.

Pertinax folgte dem Commodus in der Regierung. Dieser Mann hatte sich vom niedrigsten Stande durch seine Verdienste so weit empor geschwungen. Er war anfangs Schulmeister in Ligurien. Allein er warf das Schulscepter weg und wurde Soldat. Seine Talente zu der edlen Kriegskunst erhoben ihn stufenweise bis zum General. Er erwarb sich die Achtung und das Vertrauen des Markus

kus Aurelius durch seine Thaten im Orient, in England und Deutschland. Nachdem er sich unter der hassenswürdigen Regierung des Commodus untadelhaft erhalten hatte, so wurde er endlich des Throns würdig gehalten. Seine Erwählung, die gewöhnlich von den Soldaten geschahe, gefiel dem Rath und dem Volk, welches den Göttern seinen Dank feierlich in den Tempeln dafür darbrachte. Er nahm diese gefährliche Ehre ungern an, und seine Tugend kostete ihm bald das Leben. Da er die öffentlichen Angelegenheiten gern wieder in guten Stand setzen, unter den Soldaten eine gute Mannszucht einführen, und die Gerechtigkeit gehandhabt wissen wollte, so nahmen es die ungesitteten Soldaten sehr übel, daß er ihren Ausschweifungen Einhalt that. Sie drangen in seinen Pallast ein, und erstachen den tugendhaften Pertinax ohngeachtet des Widerstandes seiner Freunde, die ihn vertheidigten, und mit ihm zugleich ihr Leben verlohren.

Ende des dritten Theils.

Im 2ten Theil verbessere man: Vorr. S. 3. L. 14. st. Sie, sie. Fragm. S. 9. 10. nichts. 25. 14. st. nach, nicht mehr. und unten: Ueberreste. 53. 19. Tiber. 88. 14. abhängig. 107. 2. Frauenzimmern. 110. 9. ihrer. 120. 7. das 122. 30. so. 127. 25. deinem. 132. 28. welchen. 141. 2. durch seinem. 152 6. Empfindsamkeit. 167. unten, Freunden. 203. 18. Täuschungen. 228. 6. man setze nach den Worten: geworfen ist, über die Grösse derselben nicht urtheilen kann. 266. 8. versengt. 268 26. vereinigten. 278. unten, seinem 279. 22. entschließt. 305. 8. das. 307. unten, findest. 308. 1. und daß. 325. 20. Nachkommen. 338. 25. begabt. 344. unten, st. den Krieg, den Frieden.

Im 3ten Theil ist zu lesen: S. 218. Z. 16. st. Siebentes Achtes. S. 283. Z. 1. st. Neuntes Eilftes. S. 287. Z. 1. st. Zehntes Zwölftes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunn, Leopold Ludwig Wilhelm

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften

Bd.: 3

Wittenberg [u.a.] (1780)

Ph.u. 187-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045786-4
VD18 80125956-001